Nr. 69 Dezember 2016 www.hastuzeit.de

hastuzeit

die hallische Studierendenschaftszeitschrift

Halle erleben

Liebe Leserinnen und Leser,

die Tage werden kälter, und das Jahr neigt sich dem Ende entgegen. Trotzdem waren wir weiterhin unterwegs. Wir berichten auf Seite 6 über die Demonstration der Mediziner, die sich für eine ausreichend finanzierte Universitätsklinik einsetzen.

In der letzten Zeit haben wir auch viel Neues (wieder-) entdecken und unseren Horizont erweitern können. Unser freiwilliger Mitarbeiter Tom testete die offenen Bühnen in Halle aus. Sein Fazit lest Ihr ab Seite 18. Auf den nächsten Seiten schildert unser Redakteur Alexander seine Erlebnisse im Beatles-Museum.

Besuch bekam unserer Redaktion von Studierenden und Dozierenden aus Russland, mit denen wir gemeinsam über »Medien machen« an der Universität diskutiert haben. Schaut daher unbedingt die Seiten 10 und 11 an. Zudem wurde die MLU von japanischen Studierenden aus Fukushima besichtigt. Wir berichten auf Seite 12 über ihr Leben und den Umgang mit der Atomenergie.

Zu guter Letzt erfuhr unsere Redakteurin Paula in der Goldenen Rose, wie veganes Leben ganz ohne jedes Klischee funktioniert (ab Seite 34) und unser freiwilliger Mitarbeiter Günther ließ sich vom Stück »Wut« in der Oper Halle begeistern (Seite 37).

Frohe Weihnachten und einen guten Rutsch wünschen Euch

Johanna und Katja

Impressum

hastuzeit, die hallische Studierendenschaftszeitschrift, wird herausgegeben von der Studierendenschaft der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg und erscheint in der Regel dreimal im Semester während der Vorlesungszeit.
Chefredaktion: Johanna Sommer (verantwortlich), Katja Elena Karras
Redaktion: Konrad Dieterich, Paula Götze, Nataliya Gryniva, Alexander Kullick, Paul Thiemicke, Christine Unsicker
Freie Mitarbeit: Caroline Bünning, Anne Jüngling, Sophie Leins, Vinzenz Schindler, Lena Schraml, Christopher Sprenger, Günther Sturmlechner, Ramona Wendt, Freda Wenzel, Tom Wolff
Layout: Konrad Dieterich, Anne Jüngling, Katja Elena Karras, Vinzenz Schindler
Titelbild: Katja Elena Karras
Lektorat: Caroline Bünning, Konrad Dieterich, Paula Götze, Anne Jüngling, Katja Elena Karras, Alexander Kullick, Vinzenz Schindler, Johanna Sommer, Paul Thiemicke, Christine Unsicker, Lisa Warnecke, Ramona Wendt, Tom Wolff
Anschrift: *hastuzeit*, c/o Studierendenrat der Martin-Luther-Universität, Universitätsplatz 7, 06108 Halle
E-Mail: *redaktion@hastuzeit.de*
Website: *www.hastuzeit.de*
Redaktionsschluss: 23.11.2016
Druck: Druckerei H. Berthold, Äußere Hordorfer Straße 1, 06114 Halle
Der Umwelt zuliebe gedruckt auf Recyclingpapier.
Auflage: 4000 Stück
hastuzeit versteht sich als Mitmachmedium. Über Leserbriefe, Anregungen und Beiträge freuen wir uns sehr. Bei Leserbriefen behalten wir uns sinnwahrende Kürzungen vor. Anonyme Einsendungen werden nicht ernst genommen. Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt *hastuzeit* keine Haftung.
Neue Mitglieder sind der Redaktion herzlich willkommen. Sitzungen finden in der Regel mittwochs um 19.00 Uhr im Stura-Gebäude statt, außer in der vorlesungsfreien Zeit (Anschrift siehe oben) und sind öffentlich.
Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 7 vom 1.5.2013.
Einige entsprechend gekennzeichnete Fotos stehen unter einer Creative-Commons-Lizenz. Erläuterungen und Vertragstexte zu den Lizenzen unter *http://creativecommons.org/licenses/*

Inhaltsverzeichnis

StuRa aktuell – Die Seiten des Studierendenrats der MLU 4

hastuUni

Im Regen stehen gelassen – Die Medizin demonstriert erneut 6

Zwischen den Polen – Ein Plädoyer 8

»Unterwassersteine« umschiffen – Russland und die Medien 10

Fukushima ist nicht tot – Japanische Studierende besuchen die MLU ... 12

hastuInteresse

Welcome to Hallewood – Die Medienstadt in Mitteldeutschland 16

Von Rampen und Säuen – Offene Bühnen in Halle 18

Bunte Zeitmaschine – Ein Besuch im Beatles-Museum 23

Hallische Köpfe – Kurt Mothes..... 26

hastuPause

Liebe Oma – Briefe sterben nicht 28

Das Wort zum Wort – Die fehlende Kommunikation..... 30

Andere Länder, andere Filme – Polnische Filmkultur..... 32

»Extreme fordern Gegenextreme« – Vegane Welt 34

Wut in Heterotopia! – Theaterkritik.....37

Pinnwand – Vermischte Meldungen und Termine 38

StuRa aktuell

Für den Inhalt ist der Studierendenrat der Martin-Luther-Universität verantwortlich.

Serviceleistungen

Technikleihe (Musikanlage, Beamer, …)

BAföG-, Rechts- und Sozialberatung

Kinderinsel

Gutschein für Verbraucherzentrale: *www.stura.uni-halle.de/service/verbraucherzentrale/*

Öffnungszeiten

Mo 13.00 bis 18.00 Uhr
Di 13.00 bis 18.00 Uhr
Do 13.00 bis 18.00 Uhr

Feste Termine

BAföG-, Rechts- und Sozialberatung

jeden Donnerstag von 14.00 bis 16.00 Uhr

Anmeldung unter *www.stura.uni-halle.de/service*

Studierendenrat
MLU Halle
Universitätsplatz 7
06099 Halle

Tel. 0345 552 14 11

Fax. 0345 552 70 86

stura@uni-halle.de

www.stura.uni-halle.de

www.facebook.com/sturahalle

Information in English

www.facebook.com/stura hallereferatinternationales

Foto: Martin Lohmann

Der 27. Studierendenrat der Martin-Luther-Universität tritt sein Amt an

Seit Montag, den 17. Oktober 2016 ist der neue StuRa im Amt. Ab sofort übernehmen Axel Knapp (Politikwissenschaften) und Jenny Kock (Soziologie) den Vorsitz des Gremiums (Stellvertreter: Sam Pairavi (WiWi)). Melissa Andes (Pharmazie) ist als Finanzerin wiedergewählt und bleibt uns erhalten. Unterstützt wird sie in ihrer Arbeit durch Constanze Merkert (Management natürlicher Ressourcen) (Stellvertreter: Tobias Born (Lehramt Sekundarschulen)). Als sitzungsleitende Sprecher wurden Kai Krause (Medizin) und Malte Hirschbach (Geschichte) gewählt (Stellvertreter: Kolja Rieke (Jura)). Marco Pellegrino (Romanistik) und Caroline Banasiewicz (Jura) werden in dieser Legislatur die Posten der Sozialsprecher*innen besetzen (Stellvertreter*innen: Hermann Weber (Grundschullehramt) und Aileen Kiel (Medien- und Kommunikationswissenschaften)). Die Verbindung und Koordination der Fachschaftsräte wird in diesem Jahr Caroline Lichtenstein (Agrarwissenschaften) als Sprecherin für Fachschaftskoordination übernehmen (Stellvertreterin: Patricia Fromme (Geschichte)).
Wir gratulieren allen Sprecher*innen und Mandatsträger*innen zur Wahl und wünschen viel Erfolg in der kommenden Legislatur. Die vollständige Liste aller Mitglieder findet Ihr unter: *www.stura.uni-halle.de/studierendenrat/mitglieder/.*
Wir bedanken uns ganz herzlich bei allen Mitgliedern der letzten Legislaturperiode für euer Engagement und ein tolles Jahr!

Das Drama um den „FairTeiler“

Eigentlich wollten wir gar nicht groß über das Foodsharingprojekt berichten, denn für uns war klar: Das ist eine tolle Sache. Deswegen hat sich das Gremium im vergangenen Jahr dazu entschlossen, dieses einfache

und doch nachhaltige Projekt zu unterstützen und einen „FairTeiler“ im Innenhof des StuRa/Juridicums (Universitätsplatz 7) von der Foodsharing-Gruppe Halle aufstellen zu lassen. Doch wie funktioniert das Foodsharing überhaupt?
Weihnachten ist nicht mehr weit weg. Vielleicht fahrt Ihr ja auch schon vorher in die Heimat und habt noch Euren ganzen Kühlschrank voller leckerer Sachen. Oder Ihr habt einfach zu viel gekocht und wisst nicht, wohin damit. Das Prinzip ist ganz einfach – Lebensmittel verschenken, anstatt sie wegzuwerfen.
Dabei ist Foodsharing aber nicht nur für Bedürftige. Jeder, der mitmachen möchte, kann sich beteiligen. Eine Konkurrenz zu den Tafeln stellt Foodsharing dabei nicht dar, denn es gibt viel mehr überschüssige Lebensmittel, als die Tafeln abholen können. Außerdem könnt Ihr auch gekochte Sachen weitergeben, die bei den Tafeln gar nicht angenommen werden dürfen. Wenn Ihr also Lebensmittel übrig habt, schmeißt sie nicht weg – „fairteilt“ sie lieber.
Leider sehen das offensichtlich nicht alle so, denn mittlerweile musste bereits der dritte „FairTeiler“ aufgestellt werden. Unser Pilotversuch in Form eines alten Kühlschranks funktionierte auch eine ganze Weile sehr gut, bis er von Unbekannten demoliert wurde. Kurz darauf ersetzte die Foodsharing-Gruppe Halle den nun „noch kaputteren“ Kühlschrank durch einen anderen. Nach wenigen Tagen wurde dieser in einer Nacht-und-Nebel-Aktion aus dem Innenhof des StuRas gestohlen.
Leicht verwundert darüber, was man mit einem nicht mehr funktionsfähigen Kühlschrank will, und etwas erstarrt über den nächsten Rückschlag wurde es für eine Weile ruhig um das Projekt.
Am 10. November starteten wir einen neuerlichen Versuch, einen „FairTeiler“ aufzustellen. Dieses Mal sollte es auch kein alter Kühlschrank sein, den man vielleicht übersieht, sondern ein überdachtes Regal, das sofort einlädt, etwas hineinzulegen oder herauszunehmen.
Doch auch der neue „FairTeiler“ fiel wenige Tage nach seiner Einweihung Vandalismus zum Opfer. Die Frage nach dem „Warum“ bleibt uns weiterhin ein Rätsel. Für uns steht jedoch fest, dass wir uns den Umgang mit diesem Projekt nicht weiter gefallen lassen wollen. Deswegen erstattet der StuRa Strafanzeige gegen Unbekannt.
Dank fleißiger Mitglieder steht der „FairTeiler“ wieder funktionsbereit in unserem Innenhof. Wir hoffen, dass die Verantwortlichen gefunden werden und dass wir das letzte Mal negativ über dieses Projekt berichten müssen.

Foto: Foodsharing-Gruppe Halle

Neues zur VG Wort und Stud.IP

Wie wir bereits auf unserer Website und im Hochschulpolitischen Newsletter berichtet haben, drohte die Universität mit der teilweisen Abschaltung der Hochladefunktion von Stud.IP. Begründet wurde dies mit der Änderung des Rahmenvertrages der Verwertungsgesellschaft Wort (VG Wort), in der nun jedes Dokument der VG Wort einzeln abgerechnet werden muss. Bei der Größe der Universität und Anzahl der Studierenden, die Zugriff auf diese Texte haben, kann man sich vorstellen, über welche Ausmaße hier gesprochen wird. Zuvor gab es eine Pauschalabrechnung der verwendeten Texte, sodass sowohl Rechteinhaber*innen als auch die Universität auf der sicheren Seite waren.
Infolge eines Urteils des Bundesgerichtshofes dürfen diese Texte und Werke jedoch nicht mehr pauschal abgerechnet werden, sodass eine Vertragsänderung seitens der VG Wort nötig war. Nach einem persönlichen Gespräch mit dem Rektorat konnten wir in Erfahrung bringen, dass sich die Martin-Luther-Universität gegen die Unterzeichnung dieses neuen Vertrages wehrt und die Hochladefunktionen von Stud.IP bestehen lassen will. Allerdings werden mit dem Auslaufen des jetzigen Vertrages am 31.12.2016 alle der VG Wort zuzuordnenden Texte aus Stud.IP gelöscht werden, bis ein neuer Rahmenvertrag ausgehandelt werden kann. Deswegen möchten wir Euch nochmals dazu aufrufen, Euch Unterlagen und Texte bis Ende des Jahres aus Stud.IP herunterzuladen und lokal zu sichern.

Zu guter Letzt

Das Jahr neigt sich dem Ende zu, und so möchten wir Euch an dieser Stelle eine ruhige und besinnliche Weihnachts- und Adventszeit wünschen. Lasst den Unistress hinter Euch und rutscht gut ins neue Jahr 2017.

Im Regen stehen gelassen

Die Medizinstudenten demonstrieren wieder. Der Erhalt des Universitätsklinikums und der Universitätsmedizin Halle gilt zwar als gesichert, allerdings stellt die unzulängliche Finanzierung des Klinikums durch das Land Sachsen-Anhalt die Leistungsfähigkeit infrage. Dies gefährdet Lehre, Ausbildung und Patientenwohl.

Es tröpfelt auf die Banner. Diejenigen Ärzte, Pflegekräfte und Studenten, die sich auf ihren Stationen vertreten lassen konnten oder von ihren Lehrveranstaltungen freigestellt wurden, treten ungeduldig auf der Stelle und werfen misstrauische Blicke zum Oktoberhimmel hinauf. »Qualität kostet Geld« liest man auf einem Schild, das eine Mitarbeiterin des Klinikums in die Höhe hält, »Universitätsmedizin braucht ein Fundament – jetzt« auf einem anderen.

Parallel zu der Kundgebung in Halle findet an besagtem Donnerstag, dem 27.10., auch eine größere Demonstration vor dem Magdeburger Landtag statt, zu der hallische Medizinstudenten und Klinikumsmitarbeiter in Bussen angereist sind.

Nach der großen »Halle bleibt!«-Bewegung im Jahr 2013, die die Schließung der Universitätsmedizin verhindern konnte, steht nun der nächste Kampf an. Was nach außen nur nach einer Kundgebung vor dem Universitätsklinikum aussieht, täuscht in seiner scheinbaren Nebensächlichkeit. Der Grund dieser Zusammenkunft bereitet den Verantwortlichen für Klinikum und Lehre schon länger Kopfzerbrechen.

Zurück in die DDR

Im März 2017 wird im Magdeburger Landtag der Haushalt endgültig beschlossen, und obwohl der Erhalt der Universitätsklinika Halle und Magdeburg vertraglich gesichert ist, kann die eingeplante Finanzierung bei Weitem nicht als ausreichend bezeichnet werden. Paradox, sollte man meinen. Doch es soll gespart werden, wo es nur geht – auch an den Klinika, die beide Maximalversorger sind. Ohne hinreichende Finanzierung sehen sich diese allerdings nicht in der Lage, ihren wichtigsten Aufgaben, Patienten zu versorgen und (zukünftige) Ärzte auszubilden, nachzukommen.

In Halle geht es nicht nur um Stellen in der medizinischen Versorgung und die Finanzierung der Anschaffung von teuren, aber dringend benötigten medizinischen Geräten, sondern auch um die Erneuerung des Bettenhauses II.

Wer schon immer einmal eine kostenlose Zeitreise in die DDR machen wollte, muss nur durch diese Flure spazieren, um das Gefühl zu bekommen, ein paar Jahre zu früh aus der Zeit gefallen zu sein. »Die Hygieneauflagen im Bettenhaus II können nur dadurch erfüllt werden, dass die Bettenkapazität nicht voll ausgeschöpft wird«, sagt Studiendekan Prof. Dr. med. Matthias Girndt während seiner Rede. Diese Bedingungen seien weder Patienten noch Pflegenden zuzumuten.

Auch aus dem Universitätsklinikum Magdeburg sind große Klagen zu hören. Durch die schlechte Finanzierung müssen Geräte zur Diagnostik und Behandlung eingesetzt werden, die zu alt sind und für die es keine Ersatzteile mehr gibt. Für eine Universitätsmedizin, die an sich selbst den Anspruch stellt, eine große Bandbreite von unterschiedlichsten Erkrankungen zu erkennen und behandeln zu können, sind diese Zustände kaum tragbar.

Die Medizin der Zukunft?

Für die Lehre besteht bei weiterhin unzulänglicher Finanzierung des Klinikums die Gefahr, dass zukünftig Institute geschlossen werden und die Lehre an den jeweiligen anderen Standort ausgelagert wird. »Ohne eine ausreichend finanzierte, leistungsstarke Universitätsklinik ist auch keine gute Lehre möglich«, findet auch Nils, Medizinstudent im 9. Semester. Die Studenten könnten dann im klinischen Abschnitt nicht mehr die bestmögliche Ausbildung erhalten, da zeitgemäße Diagnostik- und Therapiemaßnahmen auf der Strecke bleiben würden. »Lehrveranstaltungen wie die Blockpraktika, die auf Station stattfinden, werden bei nicht erfüllten klinischen Standards erschwert. Was leidet, ist die Qualität der Ausbildung«, fürchtet Nils. Dies müsse durch eine angemessene Berücksichtigung der Universitätsklinika Halle und Magdeburg im Haushaltsplan verhindert werden, um die Qualität in Behandlung, Pflege und Lehre aufrechterhalten zu können.

Der Regen hat aufgehört. Dafür steigen dutzende orangene Luftballons mit dem Logo des Uniklinikums Halle auf und füllen für einen kurzen Moment den Himmel über den Demonstranten. »Damit uns die Magdeburger Politiker nicht in der Luft hängen lassen«, erklärt Prof. Girndt mit einem kleinen Schmunzeln.

Und die Haushaltsverhandlungen? Wurden nach den Demonstrationen in Halle und Magdeburg wieder aufgenommen, es wurden sogar Zugeständnisse zugunsten der Anschaffung neuer medizinischer Geräte gemacht – aber noch nicht genug.

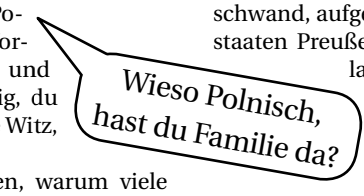
Text und Fotos: Christine Unsicker

Zwischen den Polen

Zwei Studentinnen wollen mit folgendem Plädoyer ein für allemal klären, warum sie tun, was sie eben tun, sich nämlich mit Polen beschäftigen – besser gesagt: Polenstudien studieren.

Für alle, die sich jetzt denken, dass dieser Text bestimmt nur da ist, um Seiten zu füllen, da der Grund für eine Beschäftigung mit Polen ja ganz logisch sei – tja, falsch gedacht. Dafür müssen wir uns zu oft verteidigen, wenn wir das Objekt unseres Studiums nennen. Natürlich sind wir nicht die Einzigen, die sich für ihre Studienwahl erklären müssen. Das geht vermutlich den meisten so, die sich mit etwas Exotischerem, vor allem aus dem Bereich der Geisteswissenschaften, beschäftigen. Aber Polen ist unser direkter Nachbar! Sollte es nicht langsam selbstverständlich sein, sich auch mit diesem auseinanderzusetzen, ihm die Gartentür zu öffnen und ihn auf einen *kawka czy herbatka* (»Kaffeechen oder Teechen«) einzuladen?

Wenn wir sagen, wir studieren Polenstudien, kommen Fragen wie: »Ah, Polen, okay, interessant, wieso genau Polnisch, hast du Familie da? Kommst du aus Polen?« Chatpartner auf gewissen Onlineplattformen schreiben plötzlich nicht mehr zurück, und jemand hat sogar mal geantwortet: »Ja witzig, du lernst also, wie man Autos klaut, oder?« Ohne Witz, auch wenn es einer sein sollte.



Wir »Polen-Studis« können nachvollziehen, warum viele Menschen meinen, sich nicht für Polen interessieren zu müssen. Polen ist unser Nachbarland, ja, aber haben wir nicht schönere Nachbarn, die auch noch so viel besseres Wetter haben? Oh, dieses charmante Österreich, dieses romantische Frankreich, dieses heißblütige Spanien! Ach, halt, Spanien ist ja gar nicht unser Nachbar. Hat schon mal jemand einen Romanistik-Studierenden gefragt, warum er oder sie Französisch und Spanisch studiere? Ob er oder sie Familie dort hat? Sicher nicht. Diese Sprachen werden nicht mehr infrage gestellt, nachdem ein allgemeiner Konsens darüber herrscht, dass diese »schön« sind.

Dagegen ist das Polnische doch keine Sprache! Man versteht ja nichts außer schschtschsch, oder? Zudem sollen sie ja sehr ausländerfeindlich sein, diese Polen, sogar antisemitisch – und jetzt diese rechtspopulistische Regierung. Da kommt was zusammen. Diese Argumente kennen wir. Aber erstens denken nicht alle Teile der Bevölkerung so, nur ein Bruchteil der Wähler hat diese Regierung gewählt. Differenzierung ist wie immer gefragt. Und zweitens ist das doch erst recht ein Grund, dieses Land nicht »aufzugeben« und die Menschen zu unterstützen, die den Rest der Bevölkerung darstellen, die für demokratische Werte einstehen.

Um Polen besser verstehen zu können, muss man sich mit der Geschichte befassen, die sehr bedeutend ist für mancherlei Stimmungen und Ängste, mit denen nun wieder Politik gemacht wird. Dies soll keine Verteidigung sein für Ausländerfeindlichkeit oder Antisemitismus, nein, sondern ein Plädoyer für mehr Interesse und nicht sofortiges Aburteilen des ganzen Landes, das gerade Ähnliches durchmacht wie viele weit größere Länder dieser Erde. *Solidarność!*

Die Geschichte Polens birgt eine lange glorreiche Epoche, das sogenannte »goldene Zeitalter« Polens, als es im 16. Jahrhundert zusammen mit Litauen noch das größte Reich Europas darstellte. Sie birgt eine lange, leidvolle Zeit, in der Polen als souveräner Staat über 120 Jahre von der Landkarte verschwand, aufgeteilt unter den Nachbarstaaten Preußen, Österreich und Russland. Aus dieser Periode stammt die Grundangst, wieder von den umgebenden Ländern »isoliert« zu werden. In regierungsnahen Medien ist diese »Bedrohung« allgegenwärtig. Sehr faszinierend ist übrigens der Umstand, dass in der Zeit der Teilungen und auch im Zweiten Weltkrieg die Idee von der polnischen Nation aufrechterhalten wurde durch Literatur, Kunst und Kultur sowie durch die starke Untergrundbewegung, die in Polen besonders ausgeprägt war. Dies nur als kleiner, Neugier weckender Einblick.

Abgesehen von der interessanten Geschichte, Kultur und der wunderschönen Sprache (oh ja!) kann man auch in Polen wunderbar Urlaub machen. Selbstverständlich ist es in den typischen Urlaubsländern wie Spanien, Italien, Frankreich oft wärmer, doch auch in Polen gibt es Meer, Berge, Seenlandschaften, schöne Städte, kleine Dörfer. Schon viele »Polen-Newbies«, die keinerlei Erwartung hatten, haben wir dazu gebracht, von Polen begeistert zu sein – allein dadurch, dass wir mit ihnen richtig lecker und dafür richtig günstig essen und trinken gingen, ihnen die

Das alternative Viertel Krakaus befindet sich im ehemaligen jüdischen Viertel und wird immer beliebter.

im Gegensatz zu den Alpen kaum berührte Tatra im Süden, die polnische Ostsee oder die freilebenden Wisente im Osten des Landes zeigten. Als Wochenendtrip mal eine Tour zu den zu Recht beliebten Städten Krakau oder Warschau zu unternehmen, lohnt sich außerdem immer.

Neben allen – für Polen-Kenner offensichtlichen – Gründen, sich mit dem Land zu beschäftigen, kam für einige von uns auch das Alleinstehungsmerkmal hinzu, das man hat, wenn man beispielsweise den Bachelor Deutsch-Polnische Studien in Regensburg oder eben den Master Interdisziplinäre Polenstudien in Halle als Studiengang erwählt. Die guten Beziehungen zu den DozentInnen und ProfessorInnen sind nur ein Teil davon, der unbezahlbar ist. Es wird jedoch noch viele von uns »Sonderlingen« benötigen, bis mehr Menschen auf die Antwort, was man denn studiere, nämlich Polenstudien, nicht mehr mit: »Hä, wieso das denn?«, sondern mit: »Ahhh, schön!« antworten …

Text: Lena Schraml, Freda Wenzel
Foto: Lena Schraml

Polenstudien für alle

Dienstags von 16.00 bis 18.00 Uhr c. t. findet im Melanchthonianum HS XVI die Ringvorlesung »Was Sie schon immer über Polen wissen wollten (oder sollten)« statt. In dieser interdisziplinären Veranstaltung geben die Vortragenden Einblicke in das Polen von gestern und heute, zum Beispiel aus sprach-, kultur-, geschichts- und literaturwissenschaftlicher Sicht.

Im Dezember gibt es auf der Facebook-Seite des Aleksander-Brückner-Zentrums, das für die Polenstudien in Halle und Jena zuständig ist, einen »Adventskalender«: Jeden Tag findet Ihr dort schöne Geschichten, Bilder und Rezepte rund um Polen.

»Unterwassersteine« umschiffen

Medienberichterstattung in Russland – ein heikles Thema. Wie sich dort die Arbeit von Hochschuljournalisten gestaltet, durfte die *hastuzeit*-Redaktion im Oktober durch den Besuch einer Studierenden-Delegation aus Kasan erfahren. Bei einer gemeinsamen Redaktionssitzung erhielten auch wir spannende Einblicke in die Arbeit unserer Gäste.

»So ist das immer in Russland – kein Geld da, man muss für die Idee arbeiten!« Es ist dieser Idealismus, der uns an den russischen Studierenden beeindruckt und überrascht. Neugierig sitzen sie der *hastuzeit*-Redaktion in einem großen Kreis gegenüber und werden nicht müde, Fragen zu stellen.

Circa 20 Studierende verschiedener Universitäten aus Kasan, der Hauptstadt der Republik Tartastan in Russland, sind am Abend des 26. Oktobers zu Besuch bei der Redaktionssitzung der *hastuzeit* in den Räumlichkeiten des StuRa. Sie nehmen an einem Austauschprojekt mit Radio Corax, dem freien Radiosender in Halle, teil. Begleitet werden sie von Delegierten des »Assemblées der Völker Tartastans«, aber auch von zwei Journalismus-Dozenten und vom Leiter des Universitätsfernsehsenders. Denn die meisten der Besucher sind angehende Journalisten und deshalb interessieren sie sich für die Arbeit deutscher Studierendenredaktionen.

Bei Schwarztee und Spekulatius werden die *hastuzeit*-Redakteure gelöchert: Wie finanziert ihr euch? Was ist eure Motivation? Welche Themen behandelt ihr? Dürft ihr die Uni kritisieren? Wie sichert ihr die Qualität des Hefts? Finden andere Leute cool, dass ihr für die *hastuzeit* schreibt? Die russischen Gäste beweisen wichtige journalistische Grundkompetenzen: Neugier und die Fähigkeit, auch unangenehme Fragen zu stellen.

Eine russische Teilnehmerin wundert sich über die unterschiedlichen Arten von Anführungszeichen in der *hastuzeit* („ und »«), sogar mit Gesten setzen die Deutschen ihrer Beobachtung nach ständig »Gänsefüßchen« um ihre Worte. Das gäbe es in Russland nicht. Begeisterung löst die Rubrik »*hastuzeit* on Tour« in der letzten Ausgabe, in der Leserinnen und Leser die Zeitschrift in ihren Urlaubsorten fotografiert haben, aus. Die Fragen wollen nicht enden.

Wie viel Kritik an der Uni ist möglich?

Besonders interessiert sind die Gäste aus Kasan jedoch am Thema Finanzierung. Auf den Semesterbeitrag (50 Cent pro Mitglied der Studierendenschaft), durch den sich die *hastuzeit* finanziert, sind sie neidisch. Denn so unkompliziert ist die Sache mit dem Geld für die Studierenden, die für Uni-TV und Uni-Radio arbeiten, nicht.

Die Ausstattung für den hochschuleigenen Fernsehsender wurde von der Universität bezahlt, so Radik Zagidullin, der der Chef dessen Nachrichten-Ressorts ist. Die Uni verspricht sich davon Prestige. Sogar 30 Mitarbeiter werden bezahlt. Auch die Technik des Journalismus-Labors für angehende Medienmacher, das der Dozent Ruzil Mingalimov betreut, wurde von der Uni gesponsert.

Doch kann man die Uni noch kritisieren, wenn man finanziell von ihr abhängig ist? Die Stimmung im Raum wird bei dieser Frage angespannt, denn darüber herrscht in der russischen Gruppe selbst Uneinigkeit. Zagidullin vom Uni-Fernsehen

Unser Heft zu Besuch bei Univer, dem TV-Sender der Kasaner Föderalen Universität

findet, man sollte nicht in die Hand beißen, die einen füttert, und die Uni deshalb nicht kritisieren. Journalismus-Dozent Mingalimov stimmt zu: Kritik sei nicht einfach. Von Demonstrationen gegen Kürzungen an der Uni könne er – im Gegensatz zur *hastuzeit* – jedenfalls nicht berichten.

Hier fallen auch die Begriffe »richtiger« und »falscher« Journalismus. Wer als »richtiger« Journalist gelten will, muss eine staatliche Prüfung ablegen. Denn anders als in Deutschland, wo die Berufsbezeichnung »Journalist« nicht geschützt ist und viele über einen Quereinstieg im Mediengeschäft landen, handelt es sich in Russland beim Journalisten um eine festgeschriebene Ausbildung mit einem staatlich geprüften Titel – so wie bei Medizinern oder Juristen.

Trägt der Berufsstand denn dann auch ein ähnlich hohes Prestige wie diese? Auch hier scheiden sich die Meinungen. Zagidullin, selbst ein Quereinsteiger, findet das nicht. Den Vorwurf der »Lügenpresse« gebe es auch in Russland, pflichten die Studierenden ihm bei. Die Dozenten hingegen glauben, dass Journalist nach wie vor ein angesehener Beruf sei, vor allem beim Fernsehen. Das höchste Ansehen hätten unabhängige Journalisten, die ihre Meinung sagen, so Mingalimov. Ob dies eine indirekte Kritik an seinem Kollegen ist, bleibt offen.

Arbeitsbedingungen für Unijournalisten unterscheiden sich je nach Medium

Die Bedingungen für journalistische Arbeit scheinen sich auch innerhalb des Campus zu unterscheiden. Der Sender »Univer«, den Zagidullin im Auftrag der Universität leitet, sendet nicht nur online, sondern im echten Fernsehen. Das nagelneue News-Studio, das er uns auf seinem Handy zeigt, wirkt sehr professionell und modern.

Studierende, die für andere Medien arbeiten, klagen jedoch darüber, dass für nichts Geld da sei. Um unabhängiger Journalist zu werden, scheint man in Russland noch idealistischer sein zu müssen als anderswo. Man müsse auch schon beim Campus-TV immer wieder »Unterwassersteine« umschiffen, um Konflikte zu vermeiden, so ein Student.

Würden nicht irgendwann die beiden Übersetzerinnen nach einem langen Tag um Feierabend bitten, würden russische und deutsche Nachwuchsjournalisten einander vermutlich noch bis in die Nacht auf den Zahn fühlen und sich austauschen. Auf Seiten der *hastuzeit*-Redaktion bleibt Bewunderung für die Professionalität der russischen Besucher und ihrer Arbeit sowie für ihren Idealismus und den Mut, trotz Widerständen journalistische Arbeit zu leisten und den Journalismus sogar als Beruf anzustreben.

Text: Sophie Leins
Foto 1: Nadja Hagen
Fotos 2 bis 4: Radik Zagidullin

Fukushima ist nicht tot

Mitte November besuchte eine Delegation von der Universität Fukushima im Rahmen einer Deutschlandreise für drei Tage die Stadt Halle. Dabei hielten sie an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg einen Vortrag. Tarō Daikoku, Professor für Politikwissenschaft, und 23 japanische Studierende erzählten vom dortigen Unglück 2011, dem heutigen Alltag, den gesellschaftlichen Problemen und ihrem Traum: einer Zukunft ohne Kernenergie.

Als die atomare Kernschmelze bekannt wurde, ordnete die japanische Regierung die Evakuierung von etwa 470 000 Menschen aus der Region an. In provisorischen Wohnungen versuchten die Menschen eine Art Alltag wiederzufinden. Da vor allem der älteren Bevölkerung in der Region die Arbeit fehlte, organisierten Studenten und staatliche Unterstützer für sie die Möglichkeit, weiter in der Landwirtschaft aktiv zu sein. Auch die traditionellen Bräuche wurden weiterhin gefeiert, erzählten die japanischen Gäste und zeigten Fotos, auf denen fröhlich getanzt und gesungen wurde.

Leben mit radioaktiver Strahlung

Auch für die Menschen, die ihre Region nicht verlassen mussten, aber dennoch erhöhter Strahlung ausgesetzt waren, ergaben sich Probleme. Der 22-jährige Yūya Endō studiert in Fukushima Verwaltungsrecht. Im eigenen Garten, erzählt er, hat er mit seiner Familie Gemüse angebaut. Nach der Kernschmelze mussten sie die gesamte Ernte wegschmeißen. Damit sind sie kein Einzelfall, in der ganzen Region mussten die dort so wichtigen Kaki-Früchte entsorgt werden.

Wer unweit des Unfallortes wohnt, muss so manche Regel beachten: So ist es notwendig, jedes Essen auf radioaktive Strahlung zu überprüfen. Auch sich selber müssen die Menschen immer wieder nach eventueller Strahlung testen. Manchen bleibt aber auch keine andere Wahl, als in gefährdeten Gebieten zu wohnen. Die lokale Landwirtschaft muss zum Beispiel weiter-

betrieben werden, da die Böden sich sonst zu Brachland entwickeln und langfristig nicht mehr nutzbar wären, wie die Vortragenden berichteten. Dass sie der Strahlung ausgesetzt sind, sei den Leuten dort bewusst; die langfristigen Folgen seien für sie dabei schwer abzuschätzen.

Schweigende Öffentlichkeit

Die Einwohner um Fukushima herum versuchen nun andere Wege der Energieerzeugung zu finden, wie zum Beispiel Solaranlagen. Es wird ihnen aber nicht leicht gemacht. Zwar sind aktuell alle Atomkraftwerke vom Netz genommen, dennoch will die Regierung Japans weiterhin an der Kernenergie festhalten und bald die ersten Atommeiler wieder ans Energienetz anschließen. Da es in Japan keine starken Bürgerbewegungen gibt und im Parlament keine schlagkräftige Opposition sitzt, fehlt es politisch an Alternativen, sodass die Regierung die Energiepolitik fast widerstandslos fortsetzen kann. Viele Einwohner Japans beschweren sich, dass die größten Medien alle sehr enge Beziehungen zu Politik und Wirtschaft haben und abhängig von Geldern aus der Industrie sind. Entsprechend falle die mediale Kritik an Missständen sehr gering aus, wie einige japanische Studierende berichten.

Ein weiteres Problem, das die Referenten anprangern, ist die große Kluft zwischen den japanischen Metropolen und der Peripherie. Da es auf dem Land zu wenig Arbeit gibt, sind diese Regionen sehr abhängig von staatlichen Zuschüssen. Deshalb sind Atomkraftwerke, die Industrie und Arbeitsplätze bringen, zunächst ein Segen für diese Gegenden. Der Vorwurf vieler ländlicher Bewohner ist dabei, dass die Stadtbevölkerung einen deutlich höheren Energieverbrauch hat, während das Risiko auf das Land verlagert wird. Dabei fühlen sich viele Einwohner alleingelassen von Politik und Medien, die sich vor allem auf die Großstädte konzentrieren und dabei diese Probleme nicht mitbekommen. Sehr zynisch mag da auch die aktuelle Debatte für die Bewohner

scheinen, ob in der Nähe von Fukushima ein Atomendlager entstehen soll. Bisher gibt es in ganz Japan noch keines.

Woher soll der Strom kommen?

Um nicht noch mehr Atommüll und damit weitere unkalkulierbare Risiken zu produzieren, wollen die Anwohner von Fukushima aus der Kernenergie aussteigen. Von der dortigen Universität kamen deswegen seit 2011 immer wieder Delegationen nach Deutschland, um sich über die Möglichkeiten alternativer Energiegewinnung zu informieren. Deutschland gilt dabei als Vorbild, da es hierzulande geschafft wurde, die Energiegewinnung zunehmend unabhängig von der Kernkraft zu betreiben. Kohle spielt in Japan übrigens eine sehr geringe Rolle, da die landschaftlichen Gegebenheiten dazu nicht geeignet sind.

Als die japanische Delegation in Deutschland ankam, waren die Gäste überrascht, wie viel Strom hier inzwischen über erneuerbare Energien gewonnen wird. Gleichzeitig fiel ihnen auch auf, dass viele Bürger sich über die Energiepolitik beschweren. Vor allem auf dem Land in Süddeutschland gibt es viele Bürgerbewegungen gegen Stromtrassen, die die Energie von Nord- nach Süddeutschland bringen sollen. Das ist notwendig, da Windenergie im Norden deutlich effizienter produziert wird und dort mehr davon hergestellt wird als im Süden.

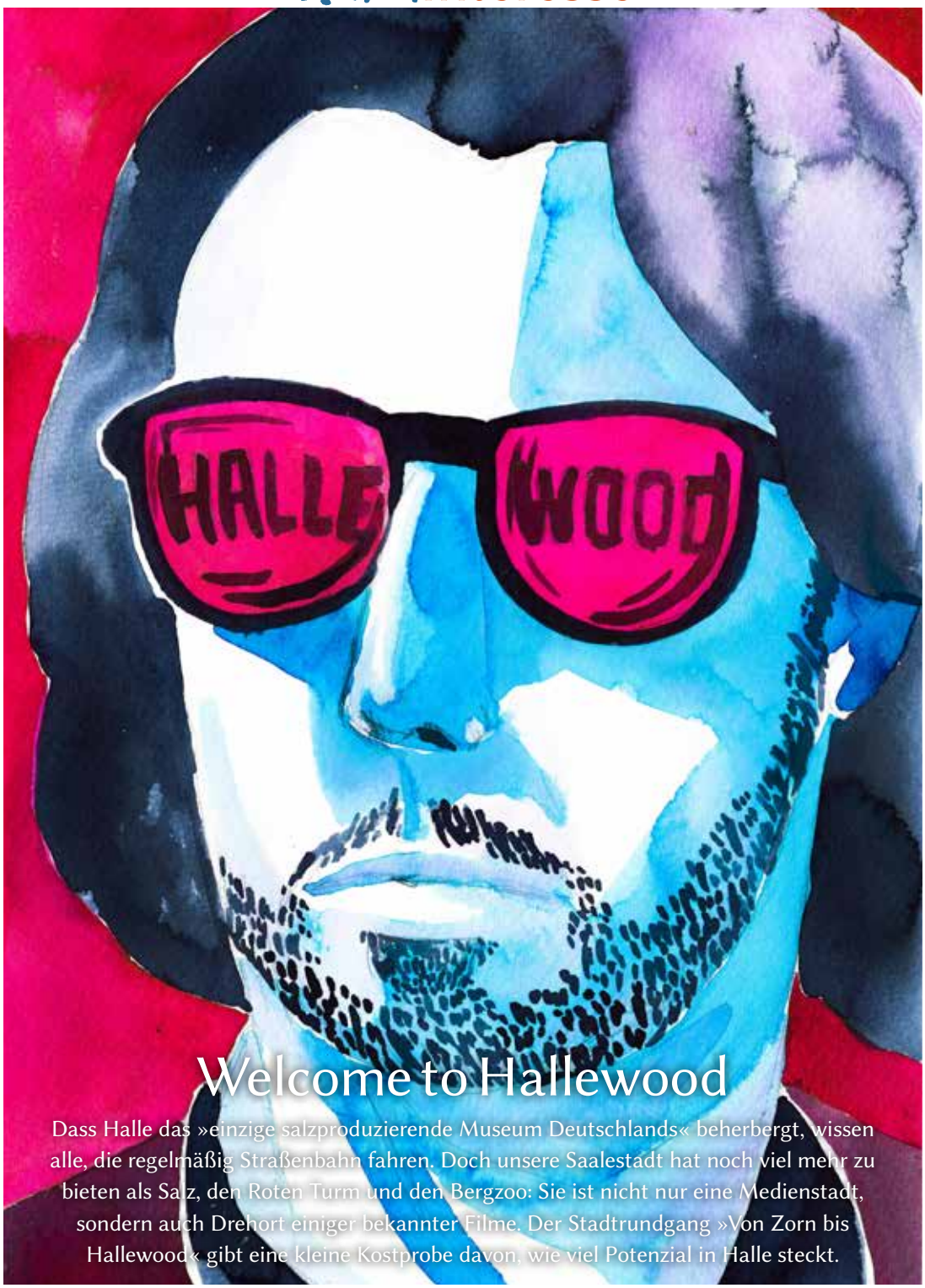
Für erneuerbare Stromversorgung kann man sich hierzulande auch bewusst durch einen Stromanbieterwechsel entscheiden und so seinen Beitrag dazu leisten, regenerative Energie zu gewinnen. In Japan ist das nicht so leicht, berichten die Vortragenden, da bisher sehr wenig Energie über regenerative Quellen gewonnen wird und so schlicht die entsprechende Strommenge fehlt, damit viele Menschen Ökostrom beziehen können.

Trotz aller Widrigkeiten in und um Fukushima herum muss das Leben für die Menschen weitergehen. Es unterscheidet sich nicht großartig von unserem, außer dass man in Fukushima regelmäßig überprüfen muss, ob erhöhte Radioaktivität im Essen oder in der Umgebung zu finden ist. Die japanischen Gäste betonen oft, dass sie sich von den Studierenden hier nicht weiter unterscheiden und genauso ein normales Leben führen wie wir. Dort hat man inzwischen einen ganz gewöhnlichen Alltag gefunden. Man will schließlich auch nicht permanent an die Vergangenheit erinnert werden.

Von der Stadt selber ist nur ein kleiner Teil von der atomaren Strahlung betroffen, ein Aufenthalt in Fukushima ist also relativ unbedenklich. Deshalb haben die japanischen Besucher noch eine zentrale Botschaft zum Abschluss: »Sie sind herzlich nach Fukushima eingeladen, uns und unsere Stadt zu besuchen.«

Text: Vinzenz Schindler
Fotos: Tom Klotzsche

Mach bei uns mit! Ob Schreiben, Gestalten oder Webdesign,
ob als ASQ oder einfach so: Wir freuen uns auf Deine Mitarbeit!
redaktion@hastuzeit.de



Welcome to Hallewood

Dass Halle das »einzige salzproduzierende Museum Deutschlands« beherbergt, wissen alle, die regelmäßig Straßenbahn fahren. Doch unsere Saalestadt hat noch viel mehr zu bieten als Salz, den Roten Turm und den Bergzoo: Sie ist nicht nur eine Medienstadt, sondern auch Drehort einiger bekannter Filme. Der Stadtrundgang »Von Zorn bis Hallewood« gibt eine kleine Kostprobe davon, wie viel Potenzial in Halle steckt.

Es ist ein später Nachmittag Ende Oktober, draußen ist es dunkel, und es regnet in Strömen. Ein Tag, an dem die meisten wahrscheinlich zu Hause auf der Couch sitzen, ein gutes Buch lesen oder einen Film schauen. Auch ich sehne mich in diesem Moment sehr nach meiner Wohnung und einer heißen Tasse Tee, doch das Gefühl verschwindet schnell, als ich am Stadtbad ankomme. Ich habe mich für die Stadtführung »Von Zorn bis Hallewood« angemeldet und bin nun sehr gespannt, was ich heute alles über die berühmten Zorn-Verfilmungen und auch über andere Filme, die in Halle entstanden sind, erfahren werde. Im Durchgang zum Stadtbad, geschützt vom Regen, stehen bereits die Stadtführerin und ungefähr zehn weitere interessierte Zuhörer. Es herrscht eine angenehme, freundliche Stimmung, trotz des Wetters. Denn es gibt schließlich gar kein schlechtes Wetter, sondern nur schlechte Kleidung, betont unsere fröhliche Stadtführerin gleich zu Beginn. Sie hat ein großes Tablet dabei, mit dem sie uns während der Führung ab und zu Filmausschnitte oder kleine Beiträge zeigt, die das Erklärte noch anschaulicher gestalten.

Blaulicht, Mord und Totschlag in Halle

Begonnen wird mit den Trailern zur Krimireihe »Zorn«. Stephan Ludwig, selbst Hallenser, ist der Autor der beliebten Buchreihe und landete mit seinen Geschichten rund um Claudius Zorn und seinen Kollegen Schröder auf den Bestsellerlisten. Vier der fünf Bücher sind bereits verfilmt, der vierte Teil »Zorn – Wie sie töten« wurde im April dieses Jahres ausgestrahlt. Der fünfte und bisher letzte Teil »Zorn – Kalter Rauch« erschien im November 2015 als Buch und wird momentan auch wieder in Halle gedreht. Laut Stadtführerin hätte es für die Zorn-Filme keinen besseren Drehort als Halle geben können, weil die Stadt sowohl mit alten, geheimnisvollen Gebäuden als auch mit typischen Plattenbauten dienen könne. Stephan Ludwig macht in seinen Büchern eindeutige Anspielungen darauf, dass es sich beim Handlungsort um die Saalestadt drehen muss – direkt erwähnt wird sie allerdings nie. Dass der oft schlecht gelaunte Zorn, der einem den Eindruck gibt, als würde er gerade in einer Midlife Crisis stecken, und sein Kollege Schröder solche Publikumslieblinge sind, wundert die Stadtführerin nicht. Vor allem der pummelige, immer freundliche und hilfsbereite Schröder, der sich in seiner Stadt pudelwohl zu fühlen scheint, verkörpert ihrer Meinung nach den typischen Hallenser. Die unterhaltsamen Dialoge mit Wortwitz und die beiden Schauspieler Luca und Ranisch in den Hauptrollen machen die Zorn-Reihe schon lange nicht mehr nur für Hallenser zu einem spannenden Lese- oder Filmerlebnis.

Der Regen hat etwas nachgelassen, unser Rundgang führt uns nun in Richtung des Joliot-Curie-Platzes und stoppt kurz im Innenhof des HWG-Gebäudes. Mit einem kurzen Blick auf das Tablet wird schnell klar, welche bekannten Serien-Szenen hier gedreht wurden. Der Innenhof diente dem »Polizeiruf 110« als Polizeipräsidium. In 50 Folgen, von 1996 bis 2013, spielten Jaecki Schwarz und Wolfgang Winkler die zwei Kommissare Schmücke und Schneider. Gedreht wurde natürlich vor allem in Halle. Möglicherweise kann man auch jetzt noch auf neue Folgen des Polizeirufs hoffen. Denn das Klingelschild des Drehteams, welches seinen Sitz all die Jahre lang im HWG-Gebäude hatte, ist immer noch da …

Medienstandorte in der Saalestadt – früher und heute

Weiter geht es nun entlang der Großen Ulrichstraße. Wir halten vor dem Eingang der »Intecta MotionWorks GmbH«. Beim ersten Blick auf die eher unscheinbare Fassade denkt man nicht, dass es sich hierbei um eines der bekanntesten Animationsfilmstudios Deutschlands handelt und dass diese Firma Filme wie »Der kleine Eisbär 2«, »Lauras Stern«, »Die goldene Gans« und »Prinzessin Lillifee« zu ihren Produktionen zählt. Neben Kino- und Fernsehprojekten entwickelt das Unternehmen ebenfalls Apps und arbeitet eng mit Autoren, Zeichnern und Animatoren aus dem Partnerstudio in Erfurt zusammen.

Nun gelangen wir zur Moritzburg, wo sich zu DDR-Zeiten das damalige »Studio Halle« befand. Der Regen wird wieder etwas stärker, aber unsere Stadtführerin holt trotzdem erneut ihr Tablet hervor, um uns mit Hilfe eines kurzen Videobeitrags und Bildern eine kleine Einführung zu geben. Horst Sindermann, der einst Chefredakteur bei der »Freiheit« war, hatte sich für das Fernsehstudio eingesetzt, und so ging »Studio Halle« 1960 erstmals auf Sendung und prägte die Fernsehabende der Menschen im Osten sehr stark. Das »Studio Halle« produzierte Magazine, Serien und Unterhaltungsshows wie »Moment bitte!« oder »Im Krug zum grünen Kranze«. Letztere Sendung, die durch die volkstümliche Musik vor allem das ältere Publikum begeisterte, verhalf dem gleichnamigen, heute noch existierenden Restaurant zu großer Beliebtheit.

Unser Rundgang endet nun am Multimediazentrum an der Ankerstraße. Laut der Expertin hat noch kein Gebäude der Stadt die Gemüter der Hallenser so gespalten. Aufgrund des Hochwassers im Jahr 2013 trug das

Gebäude, das sich in städtischer Hand befindet, Schäden davon, und es mussten 20 Millionen Euro aufgewendet werden, um den Keller wiederherzustellen. Ein weiteres Manko ist, dass das MMZ voraussichtlich erst im Jahre 2022 schwarze Zahlen schreiben wird. Trotz allem macht das Multimediazentrum die Stadt Halle zu einem der bekanntesten Medienstandorte Mitteldeutschlands. Neben Büroräumen für Firmen und Existenzgründer finden sich im Gebäude auch diverse Veranstaltungsräume und Filmstudios. Seit 2005 hat das Institut für Medien- und Kommunikationswissenschaften der MLU dort seinen Sitz und bietet den etwa 500 Studierenden vielfältige Möglichkeiten, sich mit medialen Produkten und Verfahren aller Art vertraut zu machen.

Unser Stadtrundgang schließt nun mit einem kurzen Clip. Es ist ein Interview mit Axel Ranisch, dem es gelingt, eine sehr sympathische Hommage an Halle zu senden: »Wenn die Saale so an mir vorbeiwandert, dann fühle ich mich immer ganz romantisch, dann denke ich an Heine. Ich wohne ja leider in Berlin, aber Halle könnte ich mir auch vorstellen.«

- *www.stattreisen-halle.de*

Text: Ramona Wendt
Illustration: Katja Elena Karras

Von Rampen und Säuen

Offene Bühnen in Halle und wo sie zu finden sind

Der Schritt aus der Tür wird zunehmend phlegmatischer, der Wasserkocher ist heiß beschäftigt, und Netflix wird beinahe jeden Abend gewissenhaft mit dem Läusekamm durchstreift. Ist ja ganz nett, aber da geht noch was. Immer nur zuschauen macht Dich rammdösig? – Halt! Nicht bewegen! Stell den Tee weg. Wenn Du eine Bühne suchst, vor der Du nicht nur sitzen, sondern auf der Du alles und nichts machen darfst, dann empfehlen wir Dir hiermit drei Rampen, auf denen man Sau sein kann.

Moma – Rap und Küche für alle

- Freiraumgalerie, Landsberger Str. 16
- jeden Montag 19.30 bis 23.00 Uhr

Ob Du mit der Bahn kommst oder mit dem Fahrrad: Du musst auf jeden Fall erst mal durch die bunteste Straße Halles laufen, Dich wundern, warum Du vorher nie dort gewesen bist, und dann irgendwann beim großen Bären in die Nummer 16 abbiegen. Über den Innenhof kommst Du in die Galerie, ab da kannst Du Geruch und Gehör in die richtige Richtung folgen.

Falls Du das Abendbrot ausgelassen haben solltest, kannst Du Dich jetzt noch mit einer warmen veganen Mahlzeit stärken. Mit Blick auf den selbstgebauten Kicker wirst Du bereits

beim Essen üppig mit Musik beschallt. Die Montagsmaler fangen dann allmählich an, die Mikrofone anzuschließen, und der erste Mensch beginnt ein bisschen draufloszurappen. Ganz gleich, welchen Montag Du Dir ausgesucht hast, die Jungs und Mädels von der Moma machen immer den Anfang. Ab jetzt kannst Du Dich dazugesellen, am Mikrofon Deine geschriebenen Texte rauskramen, oder Du legst einfach so los. Die verschiedensten Leute stehen in einem Kreis und sprechsingen abwechselnd über das, was ihnen gerade einfällt oder eben nicht einfällt. Das Ganze nennt man »Cypher«, und diese gibt es bereits seit vier Jahren.

Du musst nicht mal unbedingt rappen können, es geht ums Ausprobieren. Kein Unterhaltungszwang, kein Druck, einfach nur ein paar Menschen, die zusammen mit den Beats einen schönen Abend verbringen wollen.

Falls Du jedoch beim ersten Mal noch nicht den Mut finden solltest mitzumachen, kein Ding. Setz Dich hin, hör zu, entspann Dich oder iss noch etwas. Nächste Woche kannst Du's ja noch mal versuchen.

KGB – Kunst gegen Bares

- Charles Bronson (Berliner Str. 242)
- meist am zweiten Donnerstag im Monat, nächster Termin 12.1.2017, 19.30 Uhr Einlass, 20.00 Uhr Beginn

Du hast etwa zehn Minuten Zeit und darfst auf dieser Bühne alles tun, was Du möchtest. Das KGB findet bereits seit ungefähr sieben Jahren statt, und es ist schon allerhand passiert: Von Gitarre mit Gesang über Beatbox, Impro-Theater oder Jonglage bis hin zu krassen Kunststücken auf dem BMX war alles Denkbare dabei. Ob Du alleine etwas machst oder ob Ihr als Gruppe anrückt, alles Dir überlassen. Am Ende sind es meistens sechs bis acht verschiedene Personen oder Personengruppen, welche nacheinander auftreten. Die Reihenfolge wird ausgelost.

Das Publikum ist liebevoll, höflich und selten weniger als 100 Personen stark. Du wirst auf jeden Fall mit offenen Ohren, Augen und Armen empfangen und durch eine Moderation unterstützt.

Wenn dann alle KünstlerInnen und Künstlergruppen aufgetreten sind, kommt der spannende Teil. Die Teilnehmenden bekommen ein Sparschwein in die Hand gedrückt. Mit diesem Sparschwein gehst Du dann durch die Zuschauermenge, und jeder wirft Dir das Geld rein, was es ihm oder ihr wert war. Der Eintritt ist frei, die Künstler kriegen also den vollen finanziellen Fokus. Kunst gegen Bares. Der Name ist Programm. Wer das fetteste Schwein zur Schlachtbank bringt, gewinnt. Wenn Du dabei sein willst, musst Du Dich nur noch anmelden. Schreib einfach eine Nachricht an das Facebook-Profil:

facebook.com/kgb.halle

Foto: Katja Elena Karras

Die *hastuzeit*
wünscht frohe
Weihnachten und
einen guten Rutsch
ins neue Jahr 2017!

Café Ludwig – Open Mic

- Eichendorffstraße 20
- jeden ersten Dienstag im Monat, Beginn 20.30 Uhr

Wenn Du eine gediegene Stimmung suchst und Dir ein freundliches und eher überschaubares Publikum wünschst, dann bist Du beim Open-Mic im Café Ludwig goldrichtig. Das kleine gemütliche Wohnzimmer liegt mitten im Giebichensteinviertel, ist geschmackvoll eingerichtet und voll mit guter Lektüre. Auch hier musst Du Dich lediglich vorher anmelden, um teilnehmen zu können, am besten persönlich. Die Veranstaltung gibt es erst seit einem Jahr, und sie kann natürlich nur stattfinden, wenn genügend Leute angemeldet sind, also nichts wie ran an den Speck.

Wenn Du reinkommst und Dich rechts durch den kleinen Gang schlängelst, bist Du auch schon dort, wo alles stattfinden wird. Die Teppiche, die die Welt bedeuten.

Auch hier gilt: Zeig, was Du zeigen willst, alles ist erwünscht. Behalt jedoch im Hinterkopf, dass sich Dein 12-köpfiges Orchester möglicherweise stapeln müsste und dass vier Paukenspieler schon ein bisschen zu laut sein könnten. Am besten alles vorher absprechen, genauso wie alle benötigten technischen Voraussetzungen. Da es eher um das Miteinander als um den Wettbewerb geht, darfst Du deine Ellenbogen ruhig unangespitzt lassen. Du bekommst ein gemütliches Ambiente und die Chance, Dein Talent vor einem echten Publikum zu testen und Deinem Lampenfieber die schweißnasse Stirn zu bieten. Wenn ein Auftritt besonders gut ankommen sollte, kann es sogar sein, dass am Ende ein Angebot für einen eigenen Konzertabend dabei heraussspringt.

Und jetzt lass die Tasse endlich stehen und raus mit Dir.

Text: Tom Wolff
Foto 1: Marco Hey
Foto 2: Julia Wirth
Foto 3: Sascha Hubert

Bunte Zeitmaschine

Die Beatles gelten als eine der populärsten Bands aller Zeiten. Auch mehr als 45 Jahre, nachdem die Pilzkopf-Gruppe sich aufgelöst hat, erfreuen sich ihre Songs ungebrochener Beliebtheit – so wie auch das Beatles-Museum in Halle, welches gleichzeitig das weltweit größte seiner Art ist. Ein Ortsbesuch.

»Get Back, Get Back, Get Back to where you once belonged.« Paul McCartneys eingängige Stimme ertönt beim Eintreten durch den etwas versteckt im Hinterhof liegenden Eingang in das Beatles-Museum am Alten Markt in Halle. Egal wo man hinschaut, der Blick bleibt sicher auf einem der vielen Beatles-Gesichter hängen, die den Besucher direkt erwarten. Eine schier endlose Playlist aus unzähligen Hits der Rockgruppe leitet im Eingangsbereich den Besuch ein, während aus einer Tür am anderen Ende des Raumes Stefan Lorenz herbeigeeilt kommt, einer der beiden Leiter des Museums. Ihm ist die Freude über jeden Besucher anzumerken, ungefähr 20 000 sollen es Jahr für Jahr sein. Ticket gekauft, einen Plan zur Orientierung im nicht gerade kleinen Gebäude in die Hand gedrückt bekommen, und schon kann die Entdeckung des im Jahre 2000 eröffneten Museums losgehen.

Auf drei Stockwerken bekommen Besucher einen ausführlichen Einblick in das Leben der vier Beatles Paul McCartney, John Lennon, Ringo Starr und George Harrison. Folgt man den Empfehlungen Lorenz', kann man sich chronologisch von der Geburt der Bandmitglieder bis zur heutigen Zeit 3500 Exponate anschauen, was natürlich aus Zeitgründen gar nicht möglich ist. Das alte barocke Bürgerhaus, in dem sich die Einrichtung heute befindet und das kurz vor der Jahrtausendwende einsturzgefährdet war, konnte gerade noch rechtzeitig kernsaniert werden und dient seit mittlerweile 16 Jahren als Anlaufstelle für Beatles-Fans aus aller Welt. In 17 Räumen können die Gäste eine Zeitreise unternehmen, die im Jahre 1940 beginnt, als mit Ringo der erste Beatle auf die Welt kommt, und durch das Wirken der beiden heute noch Verbliebenen auch nach wie vor andauert.

Jedem Raum ist ein bestimmtes Thema oder ein Zeitabschnitt gewidmet. So beschäftigt sich ein Zimmer beispielsweise mit den Solo-Karrieren der (Ex-) Mitglieder ab dem Jahre 1970, ein anderes hält alles zum Thema »Yellow Submarine« bereit. Im Foyer gibt es außerdem einen Shop, in dem man nicht nur nahezu alle Alben der Band kaufen kann, sondern auch einen Adventskalender oder Kaffeetassen mit dem Konterfei der Pilzköpfe aus Liverpool.

Die Sammlung wächst und wächst – seit über 50 Jahren

Obwohl das Museum erst im April 2000 seine Tore für Neugierige öffnete, reicht seine Geschichte bis in die goldenen Jahre der Beatles zurück. Schon 1964 begann Rainer Moers in Köln damit, alles zu sammeln, was mit den Beatles zu tun hat. So existieren auch heute, mehr als 50 Jahre danach, noch unzählige deutsch- und englischsprachige Zeitungen aus den 60er-Jahren, in denen Artikel über die Beatles erschienen sind. Nahezu alle irgendwie relevanten Themen werden abgedeckt: Ihr letztes Live-Konzert auf den Dächern Londons im Jahre 1969, der Mord an John Lennon 1980 in New York oder sensationsheischende Berichte über eine Wiedervereinigung der Gruppe, zu der es bekanntlich nie kam.

1970 trennten sich die Beatles im Streit, nachdem sie zuvor mit »Abbey Road« noch eines ihrer wohl größten Meisterwerke produziert hatten. Fünf Jahre später eröffnete in Westdeutschland eine Wanderausstellung zum Thema Beatles, auf die Beine gestellt von Rainer Moers und der Vorläufer des heutigen Museums in Halle. Die Bürger der DDR hingegen gingen leer aus; schon 1965 betitelte Walter Ulbricht den Stil der Beatles als »kapitalistische Beatmusik« und verbot den offiziellen Vertrieb von Platten, was dennoch nichts an einer gewissen Popularität der Gruppe auch im Osten änderte.

Kurz vor der Wende eröffnete das Museum seinen ersten festen Standort in Köln, wurde aber mit seinen 60 Quadratmetern schnell als dauerhaft zu klein

befunden. Intensiv wurde sich um einen neuen und deutlich größeren Standort bemüht, im Gespräch waren zwei Dutzend Städte in Deutschland, von denen Halle letztendlich am meisten überzeugen konnte. So wurde das Museum, wie man es heute kennt, 2000 feierlich eröffnet – selbst der damalige britische Botschafter Sir Paul Lever fuhr in seinem Rolls-Royce vor. Neben Moers, sozusagen dem Urvater der Einrichtung, nahm auch der in Halle ansässige Matthias Bühring eine tragende Rolle ein; er verstarb jedoch nur wenige Monate nach der Eröffnung.

Schritt für Schritt etablierte sich das Museum am Standort Halle, 2007 konnte sogar eine weitere Etage nutzbar gemacht werden, seitdem erstreckt es sich über drei Stockwerke.

Im Unterschied zu vielen anderen Ausstellungen darf man hier als Besucher sogar viele Originale anfassen: Es gibt Schallplatten und eine Spieluhr, eine 1962er-Bassgitarre, die der von McCartney gleicht, und einen ganzen Raum mit Möglichkeiten, selbst musikalisch tätig zu werden. Auch sonst beherbergt das Gebäude alles, was auch nur im Entferntesten mit den Beatles zu tun hat, beispielsweise bunte Schlafmasken, Gürtelschnallen, Regenschirme oder Spiegel. Dazu ist es nie still im Haus, aus vielen der Räume tönen zeitlose Klassiker der Gruppe.

Yoko Ono am Telefon

Seit vor wenigen Jahren in Hamburg das einzige andere Beatles-Museum in Deutschland aus finanziellen Gründen schließen musste, hat der Standort Halle im Inland sozusagen die Monopolstellung inne. Selbst im weltweiten Vergleich muss man sich nicht verstecken, so ist man ziemlich stolz auf den Titel »Größtes Beatles-Museum der Welt«.

Seit dem Tod George Harrisons im Jahr 2001 leben mit Paul McCartney und Ringo Starr nur noch zwei Ex-Mitglieder der »klassischen« Beatles. Ob die beiden wohl schon mal in Halle waren?

»Nein, das ist leider bisher noch nicht passiert«, meint Daniel Deparade, der ebenfalls im Museum arbeitet, am Ende meines Besuchs, »sie wissen wohl von unserer Existenz, ein Besuch ließ sich aber leider noch nicht realisieren.« Vor einigen Jahren fand ein zehnminütiges Telefonat von Gründer Rainer Moers mit Lennon-Witwe Yoko Ono statt, welches eigens aufgezeichnet und im hauseigenen Magazin »Things« auch abgedruckt wurde. Bis auf eine Postkarte zum 15-jährigen Jubiläum der Dauerausstellung, ebenfalls von Ono, gab es leider keinen »prominenten« Kontakt mehr.

Die vielen visuellen und akustischen Details lassen manchmal tatsächlich den Eindruck entstehen, man befinde sich auf einer Zeitreise zurück in die 1960er-Jahre. Dem Museum gelingt es dank vieler zeitgenössischer Exponate gut, den Besuchern dieses spezielle »Beatles-Gefühl« zu vermitteln und sie in die Welt der Pilzköpfe eintauchen zu lassen. Wer will, kann problemlos den ganzen Tag hier verbringen – alles wird man sowieso nicht erfassen können. Wer den die Eingangstür verhüllenden Vorhang nach draußen wieder verlässt, der kann nun etwas besser nachvollziehen, was vor 50 Jahren und auch heute noch Millionen Menschen zu Fans dieser Band gemacht hat. Zu den langsam leiser werdenden Klängen der 60er verlässt man die Zeitmaschine und betritt wieder hallischen Boden.

Text und Fotos: Alexander Kullick

• *www.beatlesmuseum.net*

Hallische Köpfe

In dieser Reihe stellt Paul regelmäßig Persönlichkeiten vor, die Universität und Stadt geprägt haben. Nachdem wir in den letzten Ausgaben schon Anton Wilhelm Amo und Dorothea Erxleben präsentiert haben, geht es heute um den langjährigen Leopoldina-Präsidenten Kurt Mothes.

Die Position des Wissenschaftlers ist schwierig, denn zu allen Zeiten ist er Einflüssen von Politik, Militär und Wirtschaft ausgesetzt, immerzu muss er fremde und persönliche Interessen und Ansichten gegen die wissenschaftliche Wahrheit abwägen. Eine erfolgreiche Karriere als Forscher ist immer auch eine Gratwanderung zwischen verschiedenen Welten, ein stetiges Ringen um Anerkennung, Zustimmung und Verständnis. So mancher ist dabei schon gestolpert, und allzu oft erlag die Wissenschaft dem Einfluss von Macht und Geld. Doch gerade in schwierigen Zeiten sind diejenigen, die mit Beharrlichkeit und Einsatz ans Werk gehen, oft erfolgreicher als Mitmacher und Zögerliche. Mögen sie vielleicht manche Fehler und Verfehlungen haben, so haben sie jedoch die unschätzbare Fähigkeit, zur richtigen Zeit das Richtige zu tun.

Einer dieser Menschen war Kurt Mothes, Professor, Biochemiker und Wissenschaftsdiplomat, Ex-NSDAP-Mitglied und Sanitäter, DDR-Nationalpreisträger und Feind Walter Ulbrichts. Ein Professor aus Halle, der die deutsche Naturwissenschaft in einer schwierigen Zeit zusammenhielt.

Mothes wird 1900 im sächsischen Plauen als Sohn eines Ratsoberinspektors geboren. 1918 legt er sein Notabitur ab, am Krieg muss er aber nicht mehr teilnehmen. Danach beginnt er eine Lehre zum Apotheker, die er 1920 abschließt. Es folgt bis 1925 das Studium der Pharmazie, Pharmakologie, Chemie und Humanphysiologie an der Universität Leipzig und eine anschließende akademische Karriere in Leipzig und Halle. Schon 1928 wird Mothes an der hallischen Friedrichs-Universität habilitiert.

Für die Putzfrauen gibt es zu Weihnachten ein Huhn.

Nach diesem glänzenden akademischen Aufstieg folgt jedoch eines der dunkelsten Kapitel in Mothes' Lebenslauf: Bereits am 1. Mai 1933 wird er Mitglied der NSDAP, später auch der SA. Mothes' genaue Beweggründe lassen sich nicht mehr nachvollziehen, eins jedoch ist sicher: Auch wenn die Wissenschaft die Oberhand über die Politik behielt und der eher unpolitische Akademiker nie durch besonderen Fanatismus auffiel, so bleibt doch ein Fleck auf seiner sonst sauberen Weste.

Trotz zahlreicher Angebote aus Wissenschaft und Wirtschaft bleibt Mothes bis 1934 in Halle, danach wird er Leiter des botanischen Institutes der Albertus-Universität Königsberg. Obwohl Parteimitglied, wird er in dieser Zeit von der Gestapo überwacht; seinen wissenschaftlichen Eifer kann das jedoch nicht bremsen. Neben zahlreichen Expeditionen in ganz Europa beschäftigt er sich in dieser Zeit vor allem mit Pflanzenuntersuchungen und Naturschutz. Am Zweiten Weltkrieg nimmt er zeitweise als Stabsapotheker teil und bleibt, auch nach den Bombardements von 1944, ohne seine Familie im bedrohten Königsberg. Während der sowjetischen Belagerung ist Mothes der letzte Apotheker und Sanitätsverantwortliche der Stadt; 1945 gerät er schließlich in sowjetische Gefangenschaft.

Nach dem Krieg beginnt für ganz Deutschland und auch für Mothes das langsame Werk des Wiederaufbaus. Seit 1949 Staatsbürger der DDR, ist er bis 1957 Abteilungsleiter des Instituts für Kulturpflanzenforschung in Gatersleben. Dem kleinen Ort bleibt er Zeit seines Lebens verbunden; vom Preisgeld des 1953 an ihn verliehenen Nationalpreises der DDR bezahlt er zwei Glocken für die örtliche Kirche.

Ein Wendepunkt in Mothes' wissenschaftlicher Karriere ist schließlich die erneute Berufung nach Halle. 1958 erhält er die Leitung des Instituts für allgemeine Botanik an der MLU, 1963 wird er der erste deutsche Professor für Pflanzenbiochemie. Um seine Mitarbeiter kümmert er sich dabei mit besonderem Einsatz, sogar für die Putzfrauen gibt es zu Weihnachten ein Huhn. An dem von ihm aufgebauten Institut erforscht er mit seinen Mitarbeitern unter anderem Pflanzenhormone und die Mutationen von Kulturpflanzen durch Gifte wie etwa das in der Herbstzeitlosen vorkommende Colchicin.

Sein mit Abstand wichtigstes Verdienst hat jedoch nichts mit Botanik oder Biochemie zu tun, sondern mit dem Kampf gegen ein wissenschaftlich geteiltes Deutschland. 1954 wird er der zwölfte Präsident der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina. Diese altehrwürdige Institution ist als das Zentrum deutscher Naturwissenschaften bekannt und hat als weltweit

älteste Akademie dieser Art einen exzellenten Ruf. Nun jedoch ist ihre Existenz durch die deutsche Teilung gefährdet, und vonseiten der SED droht die endgültige Unterdrückung unabhängigen Forschens. Für Mothes kommt Nachgeben jedoch nicht infrage: Öffentlich und scharf greift er Ulbrichts Politik an und fordert zusammen mit anderen hallischen Professoren die Freiheit und Unabhängigkeit der Wissenschaften gegenüber dem Staatsapparat. Dies ist keine ungefährliche Verhaltensweise: Die Stasi versucht in der »Operation Vorgang Komet« ihm und einigen Kollegen Hochverrat nachzuweisen – was unter Umständen die Todesstrafe für den parteifernen Professor hätte bedeuten können. Doch am Ende siegt Mothes' Beharrlichkeit; durch die Einbeziehung von westdeutschen Wissenschaftlern sichert er die Akademie gegenüber dem Regime ab. Dadurch ist die Leopoldina weitgehend frei vom Einfluss der SED. Mehr noch: Durch Mothes' Engagement bleibt die Akademie eine gesamtdeutsche und internationale Gesellschaft, die über den Eisernen Vorhang hinweg wissenschaftlichen Austausch und Kooperation ermöglicht.

Kurt Mothes wird 1966 als Professor emeritiert, Präsident der Leopoldina bleibt er bis 1974. 1983 stirbt er bei einem Spaziergang im vorpommerischen Ahrenshoop, wo er auch begraben liegt. Was bleibt, ist eine in Halle fest verwurzelte Biochemie, ein wissenschaftlich geeintes Deutschland – und das Bild eines Mannes, der trotz mancher Widersprüche und dunkler Flecken Beharrlichkeit, Ausdauer und Mut bewies – ein Wissenschaftler, der den Grat bezwang.

Text: Paul Thiemicke
Illustration: Katja Elena Karras

hastuPause

Liebe Oma

es ist lange her, seit ich Dir das letzte Mal einen Brief geschrieben habe. Das war bestimmt vor fünf Jahren. Oder noch früher. Als Kind habe ich Dir aus jedem Urlaub einen Brief geschrieben über lustige Ereignisse und das fremde Land. Erinnerst Du Dich noch an die Geschichte aus Kroatien mit Papa am Swimmingpool? Wir sind zwar weiterhin ab und an in den Urlaub gefahren, aber ich habe Dir immer weniger Briefe geschickt.

Warum ich Dir jetzt schreibe? Es wird Weihnachten. Ich habe mir überlegt, über was Du Dich unter dem Weihnachtsbaum sehr freuen würdest. Lange Zeit ist mir nichts Gutes eingefallen, dann habe ich in meiner Erinnerungskiste gekramt, in die ich viele Sachen gelegt habe, die mich an früher erinnern: mein Freundebuch, Bilder aus Kindergartenzeiten, Schulhefte und vieles mehr. Und eben noch Briefe von Dir, denn Du hast mir auch gerne geschrieben. In einem Brief hast du erwähnt, wie sehr Du Dich jedes mal freust, wenn ich Dir schreibe, weil Du Dich dabei so fühlst, als wärst du im Urlaub mit dabei gewesen. Auch weil es Dich interessiert, was unsere Familie gerade so macht. Auf jeden einzelnen Brief von mir hast Du geantwortet und mir noch viele weitere geschickt. Leider konnte ich Dir nicht immer zurückschreiben, dazu hat mir manchmal die Zeit gefehlt, aber Du kannst Dir sicher sein, dass ich mich über jeden einzelnen Brief sehr gefreut habe.

Weißt Du, was das Besondere am Briefeschreiben ist? Dass man sich die Zeit dafür nimmt. Ich merke das schon nach ein paar Zeilen, dass das etwas ganz anderes ist im Vergleich zu den heutzutage angesagten Kommunikationsmitteln wie Whatsapp. Dort fasst man sich möglichst kurz und antwortet schnell. Das ist natürlich sehr viel praktischer, wenn ich kurzfristig einen Termin ausmachen will. Geburtstags- oder weihnachtsgrüße für wirklich wichtige Personen würde ich so aber nie übermitteln, das ist mir doch zu unpersönlich.

Da ist ein Brief schon persönlicher, dabei muss ich mich richtig hineindenken: Was will ich schreiben, wie formuliere ich es, und wie bringe ich alles auf dem Papier unter? Die meiste Zeit beim Brief nimmt nicht das Schreiben ein, sondern das Nachdenken dazu. Ich kann dabei gewissermaßen in mich selbst hören. Das ist so entspannend, dass ich es kaum in Worte fassen kann. Es ist auch eine Art Selbstreflexion meiner Gedanken und meines Erlebten. Einen Brief zu schreiben bedeutet auch immer ein bisschen aus der Welt auszubrechen. Man hat seine Ruhe und versucht sich nur darauf zu fixieren, was man seinem Gegenüber mitteilen will. Derjenige, der eine Nachricht bekommt, erhält dann nicht nur einen Brief, sondern ein Zeichen, dass diese Person einem wichtig ist, dass man Zeit nur für sie investiert hat. Das sind Dinge, die man über Konsumgüter gar nicht ausdrücken kann.

Wenn ich Briefe schreibe, ist das auf Dauer natürlich auch eine Kostenfrage. Gut, dass es dafür günstige, moderne Kommunikationswege wie E-Mail oder Facebook gibt. Auch dort kann ich lange Nachrichten schicken, für die ich mir Zeit nehme. Es ist eben nicht zwangsläufig eine Frage des Mediums, sondern

eher der eigenen Energie und der Zeit, die man sich für einen anderen dabei nimmt. Ich selbst muss aber sagen, dass ich Briefe doch noch eine Note persönlicher finde, da man sie richtig anfassen kann und sie mit einer individuellen Handschrift versehen sind. Manche schreiben größer, manche kleiner. Manche Schreibschrift, manche Druckschrift. Was mir an meinen früheren Briefen noch aufgefallen ist: Ich schreibe deutlich ordentlicher und größer als in der Schule. Es ist mir ja wichtig, dass Du alles lesen kannst. Für Dich schreibe ich sogar extra mit Schreibmaschine, das kann man am deutlichsten erkennen. Das Papier ist zwar schon älter und deshalb etwas vergilbt, aber das macht es ja sogar noch authentischer. Das Tippen und Rattern des Gerätes hört sich richtig altmodisch an, und vor allem muss ich aufpassen, dass ich keinen Fehler mache, sonst muss ich die ganze Seite ja noch mal wiederholen. Aber ich glaube, das würde ich nicht machen, sondern schnell mit Kugelschreiber den Buchstaben durchstreichen und korrigiert darüber schreiben. Fehler gehören ja zum Menschen dazu, das bringt auch noch mal eine persönliche Note rein. Früher habe ich zum Beispiel ganz oft Theater mit zwei "h" geschrieben. Darüber hast Du Dich jedes Mal aufs Neue amüsiert.

Wenn ich jetzt so darüber nachdenke, ist der ganze Weg jedes Briefes stets etwas Besonderes. Am Anfang mache ich mir Gedanken, was ich eigentlich mitteilen will. Dann kommt der persönliche Schreibprozess, der jedes Mal aufs Neue eine eigene Note hat. Danach falte ich den Brief so, dass er gut in das Kuvert passt. Manchmal klappt das gut, manchmal weniger, dann hat der Brief am unteren Rand immer noch so einen kleinen Knick. Danach prüfe ich noch mehrmals, ob auch alles passt: Anschrift, Briefmarke, Absender; ich habe immer Angst, dass ich etwas vergessen habe und der Brief dann verloren geht. Wenn ich mir sicher bin, dass alles passt, gehe ich ins Dorfzentrum zum Briefkasten. Der Moment, in dem ich den Brief loslasse und er durch den Schlitz fällt, ist jedes Mal etwas ganz Besonderes, denn ich weiß, dass es nun kein Zurück mehr gibt. Nach ein paar Tagen kommt er dann bei Dir an.

Wenn ich der Glückliche bin, der einen Brief bekommt, dann ist es für mich immer ein sehr magischer Moment, diesen zu öffnen. Da bin ich immer gespannt wie ein kleines Kind, was darin zu lesen ist. Oft kann ich, schon bevor ich den Absender gelesen habe, erkennen, von wem der Brief stammt. Die Handschrift und die Art der Briefmarke kann ich inzwischen meistens schon der Person zuordnen. Ist das bei Dir auch so?

Es ist schon spät, langsam muss ich aufhören. Ich hoffe, Du hast Dich über meinen Brief gefreut. Das Schreiben hat sehr viel Spaß gemacht, das sollte ich öfters machen. Die Briefe von früher, die ich noch besitze, habe ich alle noch einmal durchgelesen. Damit sie nicht mehr in der Kiste vermodern, hänge ich sie bei mir im Zimmer an der Wand auf. Ich kann sie mir jetzt jeden Tag anschauen. So haben sie noch eine viel dauerhaftere Wirkung auf mich.

Ich weiß gar nicht so wirklich, wie man sich bei einem Brief richtig verabschiedet. Ich wünsche Dir jedenfalls alles Gute und hoffe, dass wir uns bald wiedersehen. Dein Vinzenz

Text: Vinzenz Schindler

Das Wort zum Wort

Eine vielleicht etwas ambivalente Kolumne über Kommunikation und den Eindruck, dass Menschen immer weniger miteinander reden. Sie beobachtet und kommentiert. Und vielleicht will sie auch manchmal irgendwie eingreifen.

»It's so funny how we don't talk anymore« – Erst kürzlich überraschte mich diese Perle der Musikgeschichte aus dem Radio. Bekanntermaßen ein Liebeslied, in dem das lyrische Ich (beziehungsweise Sänger Cliff Richard) einer Verflossenen oder gerade Verfließenden nachweint und -singt. 1979 veröffentlicht. Meine Hörweise schlappe 37 Jahre später war zugegebenermaßen eine andere. Und am liebsten hätte ich dagegen angeschrien, dass ich es überhaupt nicht lustig finde, dass wir, rein subjektiv, immer weniger miteinander reden. Nicht bloß im Kontext der Liebe. Sondern generell. Wissenschaftlich belegen oder begründen will ich das an dieser Stelle nicht. Nur mich darüber aufregen. Wir, im Jahr 2016, haben mehr Möglichkeiten, miteinander zu kommunizieren, als irgendeine Generation vor uns. Wir können einander schreiben, ob das nun über die Vorlesungstische geschobene Zettelchen, verschickte Briefe, Postkarten oder elektronische, telekommunikative Nachrichten sind. Was wir dabei schreiben, muss noch nicht einmal zwingend Buchstaben enthalten, nein, im 21. Jahrhundert kann man durchaus komplette Nachrichten in Form von Emojis gestalten. Wir können uns Sprach- und Video-Nachrichten schicken. Ganz simpel, reden, aufnehmen und verschicken. Fertig. Oder telefonieren. Oder wir sprechen einfach miteinander.

We don't talk anymore

Zugegeben, unsere Umwelt macht es uns leicht, nicht reden zu müssen. Rundum-sorglos-all-inclusive-Mobilfunk-Pakete ermöglichen uns bequeme und günstige Kommunikation. Anstatt durch die Wohnung zu rufen oder sich in ein anderes Zimmer zu begeben, kann man seinem Mitbewohner doch auch einfach schreiben, ob er mit zum Einkaufen kommt. Dann tauscht man noch sieben bis dreihundertachtundzwanzig Nachrichten aus, was einzukaufen ist, und fertig. Alles geklärt, ohne dass man hätte miteinander reden müssen. Ob das nun Zeit gespart hat, ist eine andere Frage. In jedem Fall hat es einem, oder mehreren, die Mühen verbaler Kommunikation erspart.

Doch diese Tendenz scheint es nicht bloß auf ebenjener persönlichen alltäglichen Mikroebene zu geben. Vielleicht wird beim Thema Reisen besonders deutlich, dass immer weniger geredet wird. Wer geht heute schon noch ins Reisebüro, um eine Reise zu buchen? Geht doch auch online! Bisschen tippen, klicken, scrollen, tippen. Reise gebucht.

Ihren Höhepunkt findet die Entwicklung der bequem-unpersönlichen Buchung wohl im Flugreiseverkehr: Man kann seine Tickets nicht nur unpersönlich online buchen, sondern mittlerweile bei vielen Fluggesellschaften den Web-Check-In nutzen und muss quasi auf der gesamten Reise mit niemandem kommunizieren. So bekommt man bestenfalls die Plätze, die man möchte, ohne dafür die Anstrengung in Kauf nehmen zu müssen, der freundlichen Dame oder dem freundlichen Herrn am Check-In verbal den Sitzplatzwunsch vorzutragen. Manche Fluggesellschaften erheben inzwischen saftige Gebühren für den besonderen Service des Check-Ins durch einen Mitarbeiter am Flughafen. Getreu dem Motto: Bitte keine persönliche Interaktion und Kommunikation.

Und wer tatsächlich am Check-In noch eingecheckt werden möchte – ob nun kostenfrei oder nicht – und vielleicht noch einen Sitzplatzwunsch hat, kann dies dann ja zumindest sprachökonomisch gestalten: »Fenster!« Eine Begrüßungsfloskel oder gar ein vollständiger Satz, der zumindest ein Subjekt und ein Verb enthält, scheinen oft jenseits des Möglichen. Mancher Check-In-Agent – welch schöne neudeutsche Berufsbezeichnung – passt sich dieser Sprachökonomie an und fragt auch bloß noch »Fenster?«, sofern der Fluggast nicht von sich aus einen Wunsch geäußert hat. Aber es gibt auch noch jene Spezies, die – fast schon dreist – in ganzen Sätzen mit dem Passagier spricht: »Möchten Sie lieber am Gang oder am Fenster sitzen?« Die Antwort ist dann oft eine Konfrontation damit, dass oftmals nicht nur das Miteinanderreden, sondern auch das Zuhören nur sehr eingeschränkt funktioniert: »Ja.« Aha. In jedem Falle ist dieses »Ja« zumeist mit »Fenster.« (oder »Fenster!« oder »Am Fenster, bitte.« oder gar »Wie nett, dass Sie fragen. Wenn es noch möglich ist, hätte ich gern einen Fensterplatz.«) zu übersetzen.

Stifte für mehr Freundlichkeit

Doch auch bei Reisen mit anderen Verkehrsmitteln zeigen sich Veränderungen: Ging man früher vor Antritt einer Bahnfahrt zum Fahrkartenkauf zum freundlichen Fahrkartenverkäufer (oder zur freundlichen Fahrkartenverkäuferin, wobei: Gender war damals auch noch nicht so ein großes Thema) an den Schalter, lässt sich das heute doch viel leichter, schneller, bequemer und günstiger online erledigen. Wie die bereits erwähnten Fluggesellschaften erhebt auch die Bahn heutzutage einen Service-Aufschlag, wenn man doch so tollkühn ist, am Schalter und vielleicht gar noch mit fachlicher Beratung eine Fahrkarte zu erwerben. Später, wenn man dann erst in der Bahn sitzt, die Tasche bequem auf dem Platz neben sich, Kopfhörer je nach Modell auf oder in den Ohren und den Blick auf dem Smartphone, kann man dank dieser technischer Hilfsmittel auch sicherstellen, dass niemand auf die Idee kommt, verbal mit einem kommunizieren zu wollen. Und wenn es nur darum geht, dass Oma Gretchen mit ihren 86 Jahren gern fragen würde, ob die schöne pinke Tasche wohl ihren Platz für sie freigeben würde. Das lässt sich prima ausblenden. Schöne neue Welt.

Apropos Bahnmitarbeiter und Kommunikation: Wie geht es eigentlich den Schaffnern? Mussten die nicht noch vor wenigen Jahren Freundlichkeitskurse machen? Ich meine, mich an Bilder vom Lächeln-mit-Bleistift-zwischen-den-Zähnen-Kurs zu erinnern. Man wollte das Image der Schaffner freundlicher machen. Den Erfolg der Kampagne kann ich nicht umfassend bewerten. Die Schaffner, die meine Fahrkarten kontrolliert haben, waren jedenfalls überwiegend freundlich. Einer hat sogar mal darüber hinweggesehen, dass mein Studentenausweis noch nicht für das neue Semester validiert war. Mir erscheinen dafür meine Mitfahrer zunehmend unfreundlicher. Vielleicht sollte ich mal eine neue Imagekampagne für Bahnreisende starten und Bleistifte verteilen.

Offensichtlich wird Kommunikation ein hohes – und mitunter teures – Gut. Dabei ist es doch eigentlich gar nicht so schwer, mit offenen Augen und Ohren durch die Welt zu gehen. Und ab und zu auch den Mund aufzumachen. Und ein bisschen dafür offen zu sein, dass vielleicht anstelle der eigenen Tasche ein fremder Mensch auf dem Platz neben einem sitzt. Oder zumindest einen Fahrschein für die schöne pinke Tasche zu kaufen.

Text: Caroline Bünning
Foto: Katja Elena Karras

Tadeusz und Rose genießen zusammen einen ruhigen Moment

Andere Länder, andere Filme

Seit 2004 ist Polen in der Europäischen Union – und von vielen noch unentdeckt. Wir wagen den Versuch, Euch ein kleines Stück davon näher zu bringen: durch die bemerkenswerten polnischen Filme der letzten Jahre. Erst 2013 gab es für das Drama »Ida« den Oscar als besten fremdsprachigen Film.

Viele polnische Filme haben ihre eigene Ästhetik. Das drückt sich zum Beispiel im starken Realismus aus: Alles soll so wie in Wirklichkeit aussehen, auch die Emotionen, weshalb die Schauspieler ihre Figuren oft mit Method Acting verkörpern. Besonders Geschichtsfilme nehmen im polnischen Kino einen großen Platz ein. Neben der Unterhaltung scheint dies eine Art zu sein, die eigene Geschichte und Identität darzustellen und zu verarbeiten.

Ein Thriller in Zeiten des Kommunismus

Im Schwarz-Weiß-Film »Rewers« (2009), der in den erzkommunistischen 1950er Jahren spielt, suchen Mutter (Krystyna Janda) und Großmutter (Anna Polony) für die schüchterne Sabina (Agata Buzek) nach einem Ehemann. Das familiäre Verkuppeln will nicht gelingen, bis die junge Frau fast von selbst in die Arme des geheimnisvollen Bronisław (Marcin Dorociński) läuft. Der Regisseur Borys Lankosz gibt einen Einblick, wie das Alltagsleben unter den Kommunisten in Polen ausgesehen hat. So flüstert die Familie immer in der eigenen Wohnung, aus Angst, von den Nachbarn belauscht und an die Geheimpolizei ausgeliefert zu werden. Verhaftungen sind nämlich an der Tagesordnung. Die drei Frauen sind gegen das Regime. Als Stalin 1953 stirbt, gehen die Menschen wie in einem Trauermarsch durch die Straße. Mutter und Tochter biegen jedoch in eine Gasse ab

und jubeln vor Freude. Obwohl hier der geschichtliche Rahmen zum Nachdenken anregt, funktioniert er vor allem als ein Spannungselement in diesem komödienhaften Thriller – mit unerwarteten Wendungen bis zum Schluss.

Der Held ist ein Märtyrer

Das Drama »Róża« (2011) versetzt das Publikum in das Jahr 1945, unmittelbar nach dem Krieg, in das Gebiet der Masuren. Zwei Menschen begegnen sich in dieser schwierigen Zeit und verlieben sich ineinander. Rose ist eine deutschsprachige Masurin, die von der neuen Macht wie eine Deutsche betrachtet und deshalb diskriminiert wird. Tadeusz, ehemaliger Offizier der polnischen Heimatarmee (Armia Krajowa) musste dabei zusehen, wie seine Ehefrau vergewaltigt und ermordet wurde. Der Film zeigt ihn als einen Mann, der im Krieg zwar alles verloren hat, aber trotzdem sehr menschlich und gefühlvoll geblieben ist, immer bereit, den Schwächeren zu helfen. Als Rose den Unbekannten darum bittet, die Minen von ihrem Feld zu räumen, sagt er: »Ich werde schnell die Minen entschärfen und gehen.« Dann sieht der Zuschauer, welche Angst er tatsächlich vor dem Entschärfen hat: Er bekreuzigt sich, bevor er das Feld betritt, kniet sich langsam hin und berührt mit schweißnassen Händen die Mine. So bleibt er bei Rose leben, um das ganze Feld wieder benutzbar zu machen, und es dauert nicht lange, bis sich zwischen beiden eine zärtliche Verbindung entwickelt. Als einmal eine der Minen explodiert, läuft Rose aus dem Haus, zu Tode erschreckt, dass Tadeusz etwas passiert sein könnte. Dann sieht sie ihn auf dem Feld stehen und schreit, er solle endlich ins Haus kommen. Und er? Er lacht, weil sie sich so erschreckt hat. Solche Szenen wirken aufwühlend, wenn man sich vorstellt, dass der Alltag der Menschen wirklich so ausgesehen hat. Genau das beabsichtigt der Film: den Zuschauer in diese Zeit versetzen. Das gelingt besonders durch die Ästhetik des Realismus und das stark authentische Spiel der beiden Hauptdarsteller.

Tadeusz wird im Film zum Märtyrer stilisiert. Als er festgenommen wird, erträgt er still die Schläge und Schmerzen und macht sogar Späße mit seinem Folterer, über die dann beide lachen. Fast könnte man meinen, dass das übertrieben ist oder einfach das Nationalgefühl stärken soll. Wäre da nicht die Tatsache, dass viele Soldaten der polnischen Heimatarmee, die gegen die Nazis kämpften, nach dem Krieg tatsächlich als Verräter angeklagt und verhaftet wurden. Der Film geht mit seinem Helden eigentlich darüber hinaus. Denn er wirft die Frage auf, was in einer abgrundschweren Zeit für jeden einzelnen Moral, Menschlichkeit und persönliches Glück bedeutet. Hauptdarsteller Marcin Dorociński meint: »Dieser Film ist wie eine Granate, die sofort ins Herz geht«.

Text: Nataliya Gryniva
Foto 1: Monolith Films, Foto 2: Syrena Films

- Nataliya verbringt zur Zeit ein Auslandssemester im polnischen Opole, wo jährlich das Landesfestival des polnischen Liedes stattfindet.

Sabine mit dem mysteriösen Bronisław

»Extreme fordern Gegenextreme«

Sind Veganer scheinheilige, masochistische Gemüse-Zombies mit Mangelerscheinungen, die sich gegen die natürliche Grundordnung auflehnen und die Weltherrschaft anstreben? Um dieser Frage auf den Grund zu gehen, besuchte ich den allmonatlichen Veganen Kaffeeklatsch und konfrontierte dort einige Leute mit typischen Vorurteilen und Bedenken gegen den Veganismus.

Verschiedene Kuchen, Blätterteig-Sterne, Teigrollen, Salate und vieles mehr gab es Anfang November beim Veganen Kaffeeklatsch in der Goldenen Rose. Natürlich alles vegan, doch das sieht man den Speisen nicht an – und, was mich ehrlich gesagt überrascht: am Geschmack merkt man es auch nicht.

Fünf der allgemein recht jungen Besucher des Kaffeeklatsches, unter denen auch viele Studierende sind, habe ich befragt: Jessi (Lehramt, Sport und Englisch), Lena (Jura), Marc (Politik und Geschichte) und Yannik (Medientechnik) ernähren sich seit drei bis fünf Jahren vegan. Adina (Jura) nicht mehr, seitdem sie vor etwa zwei Jahren für fünf Wochen in einem kleinen russischen Dorf lebte. Dort schlachtete man noch selbst und die Menschen lebten trotz fleischlastiger Ernährung sehr gesund. Heute achtet sie zwar auf einen bewussten Konsum, verzichtet jedoch nicht vollständig auf tierische Produkte.

Es gibt viele Gründe, sich vegan zu ernähren. Einer hat bei meinen Interviewpartnern eindeutig Vorrang: der Tierschutz. Sie möchten mit ihrem Konsumverhalten nicht das Tierleid fördern, so Yannik. »Tiere sollen nicht, nur für ein Geschmackserlebnis, sterben oder ausgebeutet werden«, meint Marc und erzählt weiter: »Wenn einem erst einmal klar geworden ist, dass es so nicht geht, ist es die letzte Konsequenz, vegan zu leben.« Jessi ergänzt, dass es dabei natürlich nicht nur ums Essen geht, sondern auch um Umweltschutz, eine gesunde Ernährung und den allgemeinen Wunsch, weniger Leid zu verursachen.

Auf die Frage, ob sie jemals Probleme oder Zweifel wegen dieser Entscheidung hatten, antworten fast alle mit einem »Nein«. Marc erzählt: »Wenn man die Konsequenz einmal begriffen hat, gibt es ideologisch keine Probleme.« Doch zumindest Lena meint, dass es im ersten halben Jahr schon schwierig war und auch Marc gibt zu, dass es durchaus Momente der Schwäche gibt. Bei ihm zum Beispiel, wenn es um Erdnuss-M&Ms geht.

Diese fünf Studenten habe ich also mit den folgenden Vorurteilen konfrontiert. Ihre Antworten geben einen tieferen Einblick in ihre Vorstellungen, Ideale und in ein Leben ohne tierische Produkte.

Es ist unmöglich, komplett vegan zu leben! Auch Veganer können das nicht.

Bei der Getreideernte stirbt ab und zu mal eine Maus, und auch durch Produkte wie Palmöl, das in vielen veganen Lebensmitteln enthalten ist, wird der Lebensraum vieler Tiere zerstört. Lena meint, das wäre zwar richtig, aber kein Grund, nicht wenigstens »im Rahmen der eigenen Möglichkeiten das Beste daraus zu machen«. »Es nur deswegen überhaupt nicht zu versuchen ist Unsinn«, ergänzt Marc. Auch Yannik sagt: »Es geht nicht darum, zu 100 Prozent vegan zu leben, sondern darum, es so viel wie möglich zu tun.« Mit der Zeit werde man bewusster und konsequenter.

»Man kann nicht auf alles achten«, findet Adina. Allerdings sei es auch gerade ein guter Aspekt des Veganismus, dass er die vielen Möglichkeiten zum Verringern des Leides aufzeige, welches durch unser Konsumverhalten entstehe. Man müsse dafür nicht vegan leben und nicht einmal auf Fleisch verzichten. Möglich wäre auch, Produkte von Bauern aus der Umgebung zu kaufen und damit einerseits Transportwege zu sparen und andererseits zusätzlich eine lokale Landwirtschaft zu stärken, die im besten Fall auch noch auf die Massentierhaltung verzichtet.

Vegan zu leben ist viel zu kompliziert, man muss auf fast alles verzichten, und es ist total teuer!

»Es ist einfach eine bessere Planung nötig«, erklärt Jessi. So müsse man sich zum Beispiel vor Ausflügen überlegen, was man wann und wo essen könne. »Das Kochen an sich ist nicht komplizierter«, meint sie. Yannik stellt fest, dass eigentlich nur die Anfangszeit wirklich kompliziert wäre, »wenn man auf alles hinten drauf gucken muss«. Das sei mit der nötigen Überzeugung jedoch kein Hindernis. »Veränderungen sind natürlich immer mit Aufwand verbunden«, lässt Marc bedenken.

Dazu, dass man als Veganer fast nichts mehr essen könne, meint Jessi: »Mein kulinarischer Horizont wurde sogar erweitert«. Sie wäre früher zum Beispiel nie auf die Idee gekommen, sich eine Avocado aufs Brot zu schmieren. Man könne zwar viele der Produkte, die man davor konsumierte, nicht mehr essen, aber dafür kämen eine Vielzahl neue dazu, erzählt auch Lena. Und wenn es nicht so wäre, könnte es beim Veganen Kaffeeklatsch auch nicht so viele unterschiedliche Speisen geben.

Ob es teuer ist, hänge von einem selbst ab, meint Jessi. Vegane Naturprodukte wie Gemüse seien meist günstiger als Milchprodukte und Fleisch. »Was teuer ist, sind die Fleischersatzprodukte«, meint auch Adina. Lena erklärt, dass es hauptsächlich an der allgemein bewussteren Ernährung liege, wenn es mal mehr koste. Bio- und Fairtrade-Produkte sind immer teurer.

Veganer können ihren Nährstoffbedarf nicht decken und sind darum alle schlapp, blass und dünn!

»Ich fühle mich gesund, falle nicht um, werde jeden Tag satt und habe auch keine Mangelerscheinungen«, meint Yannik, auch wenn seine Mutter das am Anfang wohl stark befürchtete. Hier wirkt auch tatsächlich niemand schlapp, blass, oder übermäßig dünn. Yannik ist der Ansicht, dass man sich jedoch nicht automatisch gesund ernährt, wenn man Veganer ist. Es gäbe durchaus auch veganes Fastfood.

Es sind sich alle einig, dass man die wichtigen Nährstoffe so oder so bekommt, wenn man sich ausgewogen ernährt. Darauf müsse sowieso jeder achten, egal ob vegan, vegetarisch, oder keins von beidem. Das Einzige, was man wirklich nicht mit pflanzlichen Produkten ersetzen könne, sei Vitamin B12, das für die Zellteilung benötigt wird. Marc verwendet für die Versorgung mit diesem lebensnotwendigen Vitamin eine Spezial-Zahnpasta und Tabletten.

Um ganz sicher zu gehen, dass ihr keine Nährstoffe fehlen, lässt Lena sogar regelmäßig ihr Blut untersuchen. Die ersten dreieinhalb Jahre gab es keine Probleme. Erst dann stellte sich ein

leichter Mangel an Vitamin B12 ein, und sie begann ebenfalls die Spezial-Zahnpasta zu benutzen.

Vegan zu leben ist unnatürlich und spricht gegen die Natur!

Dieses Argument wird sehr häufig verwendet. Man meint, dass der Mensch schon immer Fleisch gegessen habe und es daher unnatürlich sei, jetzt damit aufzuhören. Lena sagt dazu: »Nicht alles, was es früher gab, muss heute richtig sein. Es ist kein Argument zu sagen, etwas wäre richtig, nur weil es früher vielleicht richtig war.«

Außerdem, so Marc, sei es heute nicht mehr nötig, Fleisch zu essen, da es genügend Ersatz dafür gebe, zumindest hier. Adina meint: »Der Mensch zeichnet sich dadurch aus, sich weiter zu entwickeln und sich für und gegen Dinge entscheiden zu können.« Des Weiteren erklärt sie, dass zumindest die Massentierhaltung auf jeden Fall unnatürlich sei. »Sie ist ein Extrem, das ein Gegenextrem fordert, so wie jedes andere Extrem auch.«

Jessi und Yannik geben zu bedenken, dass sie sich nicht vorstellen könnten, Tiere selbst zu jagen und eigenhändig zu töten. »Wäre es nicht unnatürlich, trotzdem welche zu essen?«

Veganer sind so extremistisch! Fast wie eine Art Sekte, die versucht, alle zu bekehren!

Wer kennt sie nicht? Die Witze darüber, dass Veganer ständig allen von ihrem Vegansein erzählen und einen dann überzeugen wollen, es auch zu werden. Adina findet es auch nervig, wenn das jemand macht. Marc gibt jedoch zu bedenken, dass es Leute gibt, »die für sich vegan sind und Leute, die damit an die Öffentlichkeit gehen. Letztere werden eher wahrgenommen, wodurch sich das Ganze eventuell oft extremer anfühlt, als es in Wirklichkeit ist.« Oft fangen auch »Fleischesser« mit Bekehrungsversuchen an, »und wenn man dann dagegen argumentiert, heißt es, man versuche denjenigen zu bekehren«, erzählt Yannik.

Für ihn ist Veganismus eine Art Aktivismus. »Man möchte ein Zeichen setzen und wird dabei auch schnell mal emotional.« »Vor allem am Anfang, wenn man noch so schockiert von der Erkenntnis ist, etwas verändern zu müssen, ist es manchmal schwer, nicht emotional zu werden«, erzählt Jessi. Es sei aber natürlich wichtig, stattdessen professionelle, sachliche Informationen zu liefern.

Lena sagt mit leicht ironischem Unterton: »Ich selbst bin unterschiedlich militant. Im Herzen bin ich schon extrem und nicht tolerant, aber ich versuche es nicht überhand nehmen zu lassen. Ich will die Leute auch nicht nerven, wenn sie sich einfach nicht für meine Ansichten interessieren.«

Text: Paula Götze
Fotos: Julia Liebetraut

- Informationen zum veganen Kaffeeklatsch und anderen Angeboten für Veganer in Halle gibt es auf der Seite *www.vegan-in-halle.de*

Rezept

Für alle, die jetzt neugierig geworden sind: vegane Plätzchen, ideal für die Weihnachtszeit – einfach und lecker (Zutaten für ein Blech)

150 g vegane Margarine
250 g Dinkelmehl
2 Pck. Vanillezucker
4 EL Zucker
3 TL Zimtpulver
100 g gemahlene Haselnüsse

Margarine in Stückchen schneiden, alles andere dazu mischen und kneten, bis der Teig sich zu einer Kugel formen lässt. Dann kleine Stücke von der großen Kugel in gewünschter Form auf ein Backblech mit Backpapier legen und je nach Wunsch verzieren (zum Beispiel mit Nüssen oder Marmelade). Entweder bei Umluft mit etwa 150 Grad backen oder bei Ober- und Unterhitze, 170 Grad. Nicht zu lange im Ofen lassen, weil die Plätzchen sonst etwas hart und trocken werden (mindestens 10 Minuten). Ideal ist es, wenn sie am Rand leicht braun werden.

Wut in Heterotopia!

Warum ermorden zwei junge Männer elf Redaktionsmitglieder eines französischen Satiremagazins? Was treibt einen anderen dazu, in einem Supermarkt Kunden zu erschießen? Woher kommt diese Wut? Und überhaupt – solche Ereignisse sind grausam genug, muss man die jetzt auch noch inszenieren?

Die österreichische Literaturnobelpreisträgerin Elfriede Jelinek befasste sich intensiv mit den Terroranschlägen, die Paris im Januar 2015 erschütterten. Dabei produzierte sie eine gewaltige Textfläche. Im Rahmen einer Coproduktion bespielt das Ensemble des Neuen Theater die Räumlichkeiten der Oper Halle. Die Zusammenarbeit der besonderen Art bemerkt man bereits bei der Suche nach seinem Sitzplatz. Dieser befindet sich nicht, wie üblicherweise, im Zuschauerrang, sondern im Zentrum der Opernbühne.

Von Beginn an rasen die Spieler über die ersten Seiten ihres Manuskripts hinweg. Hauptsache laut, schnell und enervierend. Ein Publikum, das sich nach ruhigen Tönen sehnt, wird enttäuscht. Wer etwas vom Text verstehen will, kann ihn ohnehin online nachlesen. Aber man muss eben erst mal Energie erzeugen und die Zuschauer mitreißen. Denn packst du die Leute nicht mit deinem ersten Satz, packst du sie nie.

Robin Krakowski und Hagen Ritschel nehmen sich das zu Herzen. Die Brüder im Stück legen einen derart intensiven Testosteron-Wettstreit hin – man will aufstehen, um etwas Vernunft in sie zu rütteln. Das muss man mal im Zuschauer auslösen. Chapeau! Auf der Eintrittskarte steht nicht umsonst: WUT. Dann dreht sich plötzlich der Bühnenteil, auf dem das Publikum sitzt! Preisfrage: Wie teuer ist es, sich so zu fühlen, als würde man in die Synapse einer Literaturnobelpreisträgerin geschraubt werden? Sie können gerne einen Joker anrufen. Wie wäre es mit Bühnenbildner Sebastian Hannak? Er fasste für »Wut« tief in seine Kreativitäts-Trickkiste. Ein einziges Bühnenbild war ihm nicht genug: da stehen vier. Überall hängen Flatscreens, Mikrofone – und alles dreht sich! MacGyver hätte das nicht besser hinbekommen.

Während zwei Spieler auf »Bild eins« (ein römisches Auditorium? Oder der Olymp?) in Becken voller Schaumstoffwürfel (Wolkenbänke?) purzeln, erschreckt einen von hinten bereits das nächste Ensemblemitglied. Man sitzt im Epizentrum von Sebastian Hannaks Konstruktion und weiß schlagartig, warum im Programmheft »Raumbühne: Heterotopia« steht. Pausenlos saust das Ensemble um die Zuschauer herum, etabliert nur schemenhaft Figuren (ähnlich den Geistesblitzen, die in Jelineks Hirn herumspuken?) und nutzt jedes theatrale Mittel, um sich neue Situationen zu erspielen: Kostüme, Dialekte, Multimedia und vieles mehr. Jelineks poröse Textfläche mimt eifrig den Zaubermantel. Geschmeidig hüllt sie sich um das Schauspiel und erzeugt stets eine neue Sinnebene. Supermarkt, Redaktion oder Wohnzimmer: Es ist, als stünde die Autorin – der Star dieses Theaterabends – im Raum und würde alles kommentieren.

Was sie auch irgendwie tut. Elke Richter sieht ihr zum Verwechseln ähnlich: Eine Frau, die händeringend nach Erklärungen sucht, aber nur die Überforderung findet. In der Stückmitte hält sie einen herzzerreißenden Monolog: »Ich habe Wut!«

Was bleibt von diesem Abend? Text kann man keinen zitieren – man versteht nicht mal die Hälfte. Aber Wochen später beschäftigt einen noch dieses Gefühl – die Verständnislosigkeit, Überforderung und Wut im Angesicht des Terrors. Es ist tröstlich, dass es kluge Köpfe gibt, die sich mit diesem Thema beschäftigen. Sie zeigen einem, dass man mit seiner Ratlosigkeit nicht alleine ist. Klar, man könnte das Stück weniger heftig inszenieren, aber die Realität ist nun mal brutal.

Regisseurin Henriette Hörnigk sagte scherzhaft: »Nach dem ersten Lesen hätte ich das Skript gerne an die Wand geklatscht.« Zum Glück hat sie es nicht getan. Möchte jemand wissen, was postdramatisches Theater ist – so setze er sich unbedingt in »Wut«.

Text: Günther Sturmlechner
Foto: Falk Wenzel / Bühnen Halle

- Vorstellungen am 25. Februar und 3. März 2017, 19.30 Uhr
- Nachlesen: *www.elfriedejelinek.com → Theatertexte → Wut*

Nicht vergessen!

Was in den nächsten Monaten wichtig ist
und was sich sonst noch an unserer Pinnwand angesammelt hat.

Freihandel stoppen?

Die Ringvorlesung »Zukunftsfähige Landwirtschaft« bietet am 12. Januar um 19 Uhr im Audimax die Thematik TTIP an. Prof. Dr. Martin Banse, der am Institut für Agrarökonomie der Georg-August-Universität Göttingen lehrt, und der Landwirt Jochen Dettmer, Berater des Deutschen Tierschutzbundes und ehrenamtlicher Agrarsprecher des Bundes für Umwelt- und Naturschutz, werden über TTIP sprechen. Es wird einen Überblick über die Auswirkungen verschiedener Freihandelsabkommen auf die Landwirtschaft und die Verbraucher/innen geben. Danach findet eine Diskussion statt.

Feuerwerk

Am 29. und 30.12. solltet Ihr Euch ab 18 Uhr unbedingt in die Dessauer Straße 160 begeben. Neben Glühwein und Leckerem vom Grill gibt es hier ein Vorschießen ausgewählter Silvesterfeuerwerksartikel. Am 29.12. startet danach dann das Pyromusical. Wir können das nur empfehlen, geboten wird ein wahrer Genuss für Augen und Ohren. Der Eintritt ist frei.

Wer zu Silvester einen schönen Ort in Halle sucht, um einen tollen Rundumblick über alle Feuerwerke zu erhaschen, dem empfehlen wir den Ochsenberg. Dorthin kommt Ihr mit der Linie 7 Richtung Kröllwitz. Ab der Haltestelle Talstraße lauft Ihr bergauf, biegt nach rechts in die Grellstraße ab, dann wieder nach rechts bergab in die Dölauer Straße, überquert die Lettiner/Talstraße und lauft dann die obere Papiermühlstraße hoch. Nehmt Euch eine Taschenlampe mit, der Bergaufstieg ist nicht ausgeleuchtet. Oben blickt Ihr dann auf Kröllwitz, Trotha, den Zoo, die Innenstadt und bekommt auch Feuerwerke aus Neustadt zu sehen.

• Du bist Student und möchtest, dass Dein Projekt die nötige Aufmerksamkeit bekommt? Dann sende eine Mail an *redaktion@hastuzeit.de* und erklär uns kurz und knackig Dein Projekt!

Weihnachtsausstellung

In der Neuen Residenz, neben dem Dom, haben Langzeitarbeitslose ein Weihnachtswunderland zum Staunen erschaffen. Bis zum 23. Dezember könnt Ihr täglich von 10 bis 19 Uhr die Ausstellung besuchen. Der Eintritt ist frei.

Jetzt runterladen!

Urheberrechtlich geschützte Texte werden zum Jahresende aus Stud.IP verschwinden. Wie die meisten anderen deutschen Hochschulen wird auch die Martin-Luther-Universität ab dem 1. Januar 2017 keine gültige Vergütungsvereinbarung mit der VG Wort mehr haben. In einem Rundschreiben empfiehlt das Rektorat den Studierenden, alle benötigten Materialien, auch aus vergangenen Semestern, bis zum 31.12.2016 herunterzuladen.

Da die Lehrenden für die rechtzeitige Entfernung der urheberrechtlich geschützten Dateien verantwortlich sind, solltet Ihr nicht bis Silvester warten, sondern möglichst bald handeln. Dazu geht Ihr auf der jeweiligen Veranstaltungsseite auf »Dateien«, dann auf »Alle Dateien«. Wählt die gewünschten Dateien mit Häkchen oder »Alle auswählen« und klickt auf »Herunterladen«. Ab 1. Januar werden die Studierenden wieder wie vor Einführung von Stud.IP die benötigten Texte aus den Handapparaten in den Bibliotheken selbst kopieren müssen.

Weitere Informationen lest Ihr auf Seite 5 *(Stura aktuell)*, beim Zentrum für multimediales Lehren und Lernen *(http://wiki.llz.uni-halle.de/52a)* sowie im Rundschreiben des Rektorats, das am 2. Dezember über die Mailverteiler der Universität verbreitet wurde. Die Radiosendung »Campus und Karriere« hat in einer Diskussion die verschiedenen Seiten zu Wort kommen lassen:

- *www.deutschlandfunk.de/digital.680.de.html?dram:article_id=371131* (50 Minuten, Klick auf »Hören« im Bild, Speichern als mp3 möglich)

Neujahrsschwimmen

Wer nach Silvester nur schwer aus dem Bett kommt und abends wieder arbeiten muss, sollte sich am 1. Januar um 14 Uhr zum Bootshaus 5 am Riveufer begeben. Das Wasser macht frisch und munter. Danach gibt es auch ein heißes Getränk zum Aufwärmen.

Weihnachtsreise

Neben Halle und Leipzig gibt es noch andere schöne Weihnachtsmärkte im MDV-Gebiet. Zuallererst sei der Weihnachtsmarkt in Naumburg empfohlen. Bis zum 18.12. könnt Ihr den Weihnachtsmarkt genießen. Daran schließt sich der Wintermarkt bis zum 8.1. an. Auf dem Weihnachts- und Wintermarkt könnt Ihr auf der Eisbahn Eure Fahrkünste präsentieren und beim Eisstockschießen mitmachen. Oder Ihr macht bei der weihnachtlichen Weinbergtour in Naumburg-Roßbach mit. Probiert die verschiedenen Glühweine von Weinberg zu Weinberg durch. Empfehlung der Redaktion: Der Römerpunsch vom Weinbau »Der Steinmeister«. Erleben könnt Ihr das am 19.12. und 20.12. ab 11 Uhr.

• *www.naumburg-im-advent.de*

Besucht auch den Weihnachtsmarkt in Weißenfels. Dort erwartet Euch eine 450 m² große Eislaufbahn mit Platz für bis zu 50 Personen. Genießt den weihnachtlicher Zauber in 50 Holzhäuschen. Am letzten Tag, dem 18.12., solltet Ihr Eure kleinen Geschwister mitbringen. Denn an diesem Adventssonntag können Plätzchen ausgestochen, gebacken und kostenlos mitgenommen werden.

Wer sich lieber im Mittelalter verlieren möchte, sollte sich auf die Burg Querfurt begeben. Vom 16. bis 18.12. öffnen die Weihnachtsbuden hier ihr Türen. Aber auch in der Innenstadt ist einiges los. Am 17.12. gibt es um 14.30 Uhr im Foyer des Rathauses eine Modenschau. Weiterhin laden die historischen Höfe in der Innenstadt zu weihnachtlichem Trubel ein.

Weihnachtstour

In Halle könnt Ihr noch weitere Weihnachtsmärkte entdecken. Am letzten Adventswochenende hat ein kleiner Weihnachtsmarkt in der Geiststraße 29 von 15 bis 21 Uhr offen. Oder Ihr schaut bis zum 23.12. zwischen 14 und 20 Uhr beim alternativen Weihnachtsmarkt der Künstlerkolonie auf der oberen Leipziger Straße vorbei. Im Café Feez wird es eine Ausstellung und ein Improvisationstheater geben. Wer von Kunst einfach nicht genug bekommt, sollte sich den Weihnachtsmarkt im Hof der Moritzburg am 18.12. von 13 bis 17 Uhr nicht entgehen lassen.

Empfehlung der Redaktion ist der Weihnachtsmarkt am Objekt 5 (Seebener Straße 5). Am letzten Adventswochenende gibt es schöne Textilien zu erwerben, Kunstfertigkeiten zu bewundern, und drinnen laden die Muppets-Weihnachtsgeschichte oder andere Märchenfilme zum Wohlfühlen ein. Ebenfalls am letzten Adventswochenende gibt es einen Weihnachtsmarkt am Pfälzer Ufer. Neben leckeren Waffeln, hübscher Mode, Schmuck und Live-Musik wird im Café Sonnendeck (Franz-Schubert-Straße 7 a) die »Feuerzangenbowle« gezeigt – als kleiner Tipp für alle, die am 14. Dezember keine Gelegenheit hatten, ins Unikino zu gehen.

Französische Woche

Mitte Januar gibt's gleich zweimal Unikino in einer Woche: Am 10. Januar läuft »Birnenkuchen mit Lavendel« und am 12. Januar »Frühstück bei Monsieur Henri« jeweils um 20.15 Uhr im Audimax, Hörsaal XXII. Zwei französische Komödien aus dem Jahr 2015 gegen den Winterblues. Eintritt 1,99 plus 0,51 EUR Semesterbeitrag.

• *www.unikino.uni-halle.de*

Günstig in die Oper

Kurzentschlossene können an der Abendkasse der Oper Halle ab 30 Minuten vor Vorstellungsbeginn Restkarten für 8 Euro kaufen. Noch günstiger geht es im »jungen Opern-Abo« für 35 Euro. Damit bekommt Ihr fünf Wertgutscheine, die auch im Vorverkauf für Opernvorstellungen bis Ende Juni 2017 gelten (ausgenommen u.a. Premieren, Sondervorstellungen, ausverkaufte Vorstellungen). Beide Angebote gelten für Studierende unter 30 Jahren.

Zwischen Punk und Hip Hop

Wer sich nach Deathpunk sehnt, ist herzlich willkommen im Rockpool e.V. am 14.1. ab 14 Uhr bis 5 Uhr morgens. Dort trefft Ihr die Turbojugend SaltCity an. Der Eintritt kostet 5 Euro.

Wer lieber Hip Hop, Funk und Soul möchte, geht am 6.1. ab 23 Uhr für 5 Euro Eintritt ins Hühnermanhattan. Dort legt beispielsweise albi baek (Station Endlos) aus Leipzig auf, oder D2 Electrix (Ton aus Strom) aus Berlin, aber auch Illy Noize (Joyfriend) aus Halle.

Des Rätsels Lösung

Die Löwen reiten sollte man erst nach der Abschlussprüfung. Das wollten wir im Bilderrätsel aus Heft 68 wissen. Für alle, die immer noch auf dem Schlauch stehen, hier der Lösungsweg: *(engl. »stirb«) + (MLöwen) + (Wellenreiten – Wellen)*

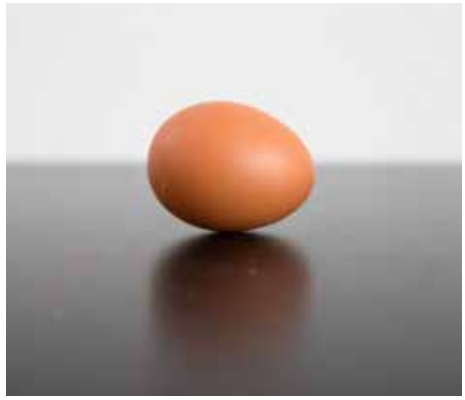
Je eine CD »Homegrown – Der Sampler« von Salty Soundz mit 16 Songs der hallischen Hip-Hop-Szene geht an Lukas B. und an Kolja Q. Herzlichen Glückwunsch!

Bilderrätsel

Es gibt wieder was zu gewinnen! Entziffert die folgenden Bilder, um zu erfahren, was in diesen Tagen weht.

Kurt Weill Fest feiert Festspieljubiläum (24. Februar bis 12. März 2017)
Wir verlosen 2 × 2 Tickets für die Festivalveranstaltung »Freiheit des Glaubens« am Samstag, 25.2.2017 um 14.30 Uhr im Stadtmuseum Halle. Studierende der Leipziger Musikhochschule »Felix Mendelssohn Bartholdy« treten zusammen mit dem international gefeierten Cellisten Prof. Peter Bruns auf. Begleitet wird dies von Anja Schiffel, die philosophische Texte von Dr. Lars-Thade Ulrichs präsentiert. Schickt uns die Lösung bis 10.1.2017 an *redaktion@hastuzeit.de*. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Fotos: Katja Elena Karras

D+♂

+